



Frauenleben

Hanns von Zobeltitz

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class



Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

XII

Frau Rat

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1908.

Frau Rat

Elisabeth Goethe, geb. Textor

Von

Johannes Höffner

Mit fünf Kunstdrucken



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Delhagen & Klasing
1908.

GENERAL

ST 3112

F 7

V. 11

Druck von Stöcher & Wittig in Leipzig

So ist es also, wenn ein sehrend Hoffen,
Dem höchsten Wunsch sich treulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen: — — —
Nun aber bricht aus jenen ew'gen Gründen
Ein Flammenübermaß — wir stehn betroffen.
Des Lebens Sackel wollten wir entzünden:
Ein Feuermeer umschlingt uns! Welch ein Feuer!
Sauft, II. Teil.





Elisavina Elisabetha von S. S. S.

Lithographie von J. G. Vogel.



Weit über dem Körperlichen, das die Mutter von der Natur dem Kinde zu leisten bestimmt ist, steht das Geistige, das sie dem Wesen, das sie mit ihrem Herzblut nährt, mitgibt: unbewußt in der Erbschaft des Blutes und wissend mit allem Reichtum der zärtlichen Seele. Eine geheimnisvolle Macht, vor der der Mann ehrfürchtig steht, ist den Frauen gegeben. Weit hinaus über das Animalische, zu dem das Gesetz der Fortpflanzung die Frau selbst gegen ihren Willen zu bestimmen vermag in dumpfer Unterwerfung unter die gebietende Natur, schafft das wunderbare Innenleben der Mutter dem Kinde die Seele, schafft aus sich selbst heraus eine geliebte Welt. In ihrem Blut, in ihren Nerven schaffen versunkene Geschlechter mit, reichen versollene Ahnherrn in Segen und Fluch die Sackel des Lebens aus dem Dunkel herauf:

Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit.

Die Mütter sind es.

Sauft: Mütter!

Mephisto: Schaudert's Dich?

Sauft: Die Mütter! Mütter! 's klingt so
wunderlich.

Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern ist der Menschheit bester Teil!
Wie auch die Welt ihm das Gefühl verteuere,
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure!

In Eurem Namen Mütter, die ihr thront
Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt
Und doch gesellig! Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder regsam, ohne Leben.

Was einmal war in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort, denn es will ewig sein.
Und ihr verteilt es, allgewalt'ge Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb' der Nächte!

§§

§§

§§

Wir sind heute gewohnt, uns die Mutter Goethes nach seinem eignen totgeheßten Wort nur als die „Frohnatur mit der Lust am Fabulieren“, als treffliche, verständige Vertreterin einer rühmlichen Bürgertüchtigkeit und eines rationalen alttestamentlichen Glaubens vorzustellen, als humorvolle Matrone von Kopf und Herz und als die geschäftige, wirtliche Hausfrau aus Hermann und Dorothea. Viel für eine gewöhnliche Frau, aber zu wenig für die, die Goethe das Leben gab. In dem Bestreben, die Quellen seiner wunderbaren Eigenart zu finden, geht der Dichter selbst nicht auf die Mutter, deren Wesen er unter der irreführenden Außenseite garnicht „zutiefst“ erkannt zu haben scheint, auch nicht auf den hochverehrten Großvater Textor zurück, sondern tastet sich, im Drange, etwas, das da sein muß, zu finden, in immer tiefere Dunkelheiten. Nach Gassengeschwätz und einer einst gesehenen Miniatur glaubt er den Schlüssel seines Wesens in der Abstammung von einem Manne höchsten Standes zu finden, der einst seine Großmutter Cornelia geliebt habe und dem die Goethes ihren Reichtum verdanken sollten. Er hält es sogar der Mühe wert, in eine Biographie, die im Schleier der Dichtung an der Hand der Wahrheit leitet, Unbestimmbares, selbst Unwahrscheinliches aufzunehmen; erfreut, in der Entwicklung seiner Persönlichkeit, den Punkt, wo er feststehen kann, gefunden zu haben.

Wenn wir von des Vaters Bildungsphilisterdrang absehen, der sich, ein Zeichen, daß man nichts auf der Welt belächeln oder gering achten soll, im Sohn zu jenem herrlichen Universalismus entwickelt, der das All zu umfassen strebt, verdankt unser größter Genius tatsächlich alles dem reichen Urgrund der mütterlichen Natur.

Elisabeth Goethe gleicht jenen tönernen Gebilden der antiken Sage, die in ihrem Innern marmorne Gestalten von göttlicher Hoheit bargen, die nur das Auge Auserwählter erblickte. Rein äußerlich gesehen wohnt in dieser Frau bei allen liebenswerten Seiten ihres Wesens, bei aller herrlichen, erfrischenden Tüchtigkeit ihrer gesunden Natur eine Leidenschaft, ein ängstliches Bemühen, dem Werden durch Sterben, der Neugestaltung durch läuternden Schmerz aus dem Wege zu gehen, eine arme Philosophie des sich Abfindens der philiströs schlauen Kompromisse, die auch die erhabene Gestalt des Sohnes in seinen späteren Jahren mit einer schal gewordenen Lebensklugheit entstellt.

Und trotzdem lebte in Elisabeth Goethe neben aller billigen Altersphilosophie ein wundervolles geheimes Etwas; eine Naturkraft, deren murmelnde Stimme mit leisem Raunen die Werktagsgeschäfte und Freuden übertönt, rinnt als tiefer, gewaltiger Unterstrom durch das Unbewußte: das Beste ihrer Seele wird genährt durch einen mystischen Zusammenhang mit fernen, ewigen Quellen . . .

Das Leben hat die Siebzehnjährige in Verhältnisse geführt, in denen schwärmende Sehnsucht nichts nützen konnte, die vielmehr Nüchternheit, Hausbackenheit und leider auch kleinliche Schlaueit gegenüber

dem tyrannischen Gatten gebieterisch forderten. Die illusionslose Bürgertüchtigkeit ihrer Familie verdrängte die holde Torheit triebhafter Mädchen-gefühle; ihre Jugend ging über auf den Sohn, von dem sie prophetisch gesagt hat, er würde darum selbst jung am Herzen noch im Alter sein.

Wer will es ihr verdenken, daß sie in der Zwangslage, eine unverstandene Frau, schöne Seele und von Martyrerglanz bestrahlte Mutter zu werden, in richtigem Instinkt eines gesunden Egoismus sich unter die Hand des ernstesten Schicksals duckte und sich vom Tisch des Lebens so viel Freuden nahm, als sie irgend erraffen konnte. Ja, wenn nach Goethes Wort die Klugheit eines guten Haushalters darin besteht, auch aus dem Unangenehmen Nutzen zu ziehen, so hat Elisabeth Goethe zu den Klügsten ihres Geschlechts gehört. Eine Natur, die es versteht, sich zu drehen und zu wenden, von allem das Beste zu nehmen, „keine Vorwürfe weder so noch so zu haben“, „niemand zu bemoralisieren“, „keine Dornen zu suchen, kleine Freuden zu haschen, vor niedrigen Türen sich zu bücken, um schwere Steine, die man nicht aus dem Wege tun kann, herum zu gehen“ und wie der Hund in der Fabel, „wo ich etwas nicht abwehren kann und mich auch nicht zerzausen lassen mag, gerade wie der Hund — mitzuessen —“ das ist alles in allem ein Programm, bei dem es sich zwar recht vortrefflich leben lassen mag, aber nicht der Lebensernst jener Charaktere, die die Menschheit auf ihrem beschwerlichen Pfade vorwärts bringen. In Summa ist sie, wie sie selbst erklärt, „keine Heldin“.

Es scheint nötig, neben der zügellosen Begeist-

rung, in die die literarische Welt schon bei dem Namen der Frau Rat gerät, auch einmal dies zu betonen. Denn die glückliche Zufriedenheit und das fröhliche Gottvertrauen Frau Ajas gehen durchaus nicht aus einem unwiderstehlichen inneren Drang hervor, sondern aus einer sehr bewußten Überlegung, sich so sanft wie denkbar zu betten und das Leben sich so hübsch wie möglich zu zimmern.

In ihrer sicher ursprünglichen Natur lagen Möglichkeiten sehr anderer Art, aber es schien ihr weiser, den Kreuzweg links liegen zu lassen und lieber auf der sonnigen Straße des breiten Pfades der Alltäglichkeit behaglich dahinzuziehen, eine sogenannte glückliche Natur mit der köstlichen, temperamentvollen Empfänglichkeit für jegliche Freude „solange das Lämpchen glüht“, wie sie so oft mit innigem Behagen zitiert.

Wenn eine freundliche Fügung der Greisin nicht Bettinens trotz aller Verschröbenheiten so gefühlstiefe Seele zugeführt hätte, so würde das Bild der tüchtigen, wohlhäßigen, etwas bequemen, mütterlichen und lebensklugen Bürgerfrau die wesentlichen tiefgründigen Züge, die uns den abgrundtiefen Dichter des Schönsten unsrer Literatur zu erklären vermögen, völlig verdrängt haben. Denn es kann dem, zu dessen täglicher Arbeit es gehört, die Bedingungen, unter denen das Große geboren wird, zu verfolgen, nicht zweifelhaft sein, daß aus der pflichtmäßigen, schuldigen ehelichen Liebe der siebzehnjährigen kleinen Schwärmerin zu dem fast zwanzig Jahre älteren, wohlweisen und trockenen Gemahl allein schwerlich der Götterliebving geboren sei: Goethe ist ein Kind der Sehnsucht, des kurzen

Blüentraumes einer ersten und einzigen Liebe, einer „Leidenschaft, die schon im Entstehen eine Schimäre war“, zu dem schönen, unglücklichen Kaiser des sterbenden Reiches, zu Karl VII. Diese Liebe, die von nichts als Blick und Gruß gelebt hat, unaussprechlich holdes Gebild eines aus den Niederungen des Philisteriums aufstrebenden jungen Gefühls, hat alles Wirkliche im Herzen jener uns sonst nur als resolute und naivegoistische Matrone bekannten Frau überdauert und wie der süße, wehmütige Ton des fernklagenden Posthorns ihr Leben bis zuletzt durchtönt; diese Liebe hat uns auch den herrlichen Dichter, den wir in Ewigkeit lieben, gegeben. Der Herr Geheimrat, der wohlstilisierten Perioden, Erzelenz, sind der Sohn des kaiserlichen Herrn Rats und der tüchtigen Frankfurterin, die wir als die Frau Rat kennen; aber die Gestalt, die ein Gespieler seliger Naturen göttlich unter Göttern vor unsern Augen wandelt, mit den dunklen Augen des schwermütigen Idealbildes, wie jenes Kind der Wahlverwandtschaften, das die Augen des fernen Geliebten auf die Welt bringt, ist geboren aus der unirdisch geistigen, hoffnungslosen Sehnsucht einer reinen, jungen Seele zu dem Unerreichbaren, Todgeweihten.

Vier Geschwister Goethes sind jung gestorben; die unglückliche Cornelia, das rechte Kind ihrer Eltern, hat die quellende Zärtlichkeit der Mutter nie so beglückend empfunden wie der Sohn ihres Herzens, das Kind ihres goldenen Traumes. Sie ist, wenn wir den Berichten irgend trauen dürfen, nie in den Konnex zu der Mutter gekommen, in dem der Bruder mit ihr lebte, und auch die Klage- worte der Mutter über die jung Gestorbene spiegeln

mehr die allgemeine Trauer über die menschlich Beklagenwerte wider, als den zerreißenden Schmerz der Mutter um ihr totes Kind.

Nach dem Tode des Fräulein von Klettenberg, der schönen Seele der Wahlverwandtschaften, die Elisabeth Goethe die Unvergeßliche nennt, dann durch die Verheiratung der Johanne Sahlmer, von der sie bekennt, daß sie die einzige ihres Geschlechtes wäre, die sie voll verstände — die gemeinsame Liebe zu Wolfgang war der Drehpunkt der beiderseitigen Gefühle — und endlich nach der Trennung von dem Geliebtesten, dessen schöner brauner Augen sie noch als Hochbetagte in stolzem Mutterglück gedenkt — durch alles das wurden ihrem ursprünglichen Gefühl allmählich immer mehr die Quellen abgegraben, und die lebendige Flut ihrer Seele zog sich vor der Vereinsamung des Lebens tiefer in verborgene Klüfte zurück.

Und wie der Mensch nicht selten mit vorrückendem Alter — denn nicht umsonst sagten die Alten, daß die Götter ihre Lieblinge frühe sterben lassen — überhaupt mehr und mehr abstreift, was wir unter zielloser Sehnsucht, Rausch des Gefühls und holdem Wahn so gern als zwecklose Belastung des Gemütes abtun möchten, wie er den irdischen Gewalten, die bei seiner Bildung mitgewirkt haben, Raum gibt, so verflog auch bei Elisabeth Goethe mit den Jahren die geheimnisvolle Wirkung des Unbewußten. Zurückgedrängt schlummerte das Ewige in unerforschten Seelentiefen und ging nur noch einmal mit dem sanften Glanz eines erstorbenen Gestirnes über ihrem Leben auf, als der Tag kühl geworden war und der Abendtau fiel.



Katharina Elisabeth Textor wurde am 19. Februar 1731 geboren. Ihr Urgroßvater Johann Wolfgang Textor, früher Professor der Rechte zu Altorf, dann als Syndikus nach Frankfurt berufen, eine stattliche Erscheinung in den pomphaften Trachten der Allongeperücken und Spitzen, scheint ein temperamentvoller Mann noch in den Jahren gewesen zu sein, in denen sonst das Gefühl der Vernunft zu weichen pflegt. 55 Jahre alt und Vater erwachsener Kinder, führte er ein ganz junges Mädchen als zweite Gattin in sein Haus. Nach zwei Jahren aber entwich die junge Frau und hinterließ eine Schuldenlast von 2000 Gulden, und der Schneidermeister Georg Goethe befindet sich mit unter den Gläubigern, die gegen den verlassenen Gatten klagbar werden. Der Enkel dieses Mannes, Elisabeths Vater, der Stadtschultheiß Johann Wolfgang Textor, ist dank der liebevollen Schilderung in Wahrheit und Dichtung in schönen und kräftigen Umrissen auf die Nachwelt gekommen. Eine ehrfürchtgebietende Gestalt nennt ihn der Enkel und erzählt: „Seine Wohnung lag auf der Friedberger Gasse und schien ehemals eine Burg gewesen zu sein; denn wenn man hereinkam, sah man nichts als ein großes Tor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwei Nachbarhäuser stieß. Trat man hinein, so gelangte man durch einen schmalen Gang über den Hof in den Garten, der sich ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hinstreckte und sehr gut unterhalten war; die Gänge meistens mit Rebgeleude eingefast, ein Teil des Raums den Küchengewächsen, ein anderer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahr bis in den Herbst in reichlicher Abwechslung

die Rabatten sowie die Beete schmückten. Die lange gegen Mittag gerichtete Mauer war zu wohlgezogenen Spalierpflirsichbäumen benützt, von denen uns die verbotenen Früchte gar appetitlich entgegenreiften. Doch mieden wir lieber diese Seite, weil wir unsere Genäßigkeit hier nicht befriedigen durften, und wandten uns zu der entgegengesetzten, wo eine unabsehbare Reihe Johannis- und Stachelbeerbüsche unserer Gierigkeit eine Folge von Ernten bis in den Herbst eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, wohlverbreiteter Maulbeerbaum bedeutend, sowohl wegen seiner Früchte, als auch weil man uns erzählte, daß von seinen Blättern die Seidenwürmer sich nährten. In diesem friedlichen Revier fand man jeden Abend den Großvater mit behaglicher Beschäftigung eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht besorgend. Die vielfachen Bemühungen, welche nötig sind, um einen schönen Nelkenflor zu erhalten und zu vermehren, ließ er sich niemals verdrießen. Er selbst band sorgfältig die Zweige der Pflirsichbäume fächerartig an die Spaliere, um ein reichliches und bequemes Wachstum der Früchte zu befördern. Das Sortieren der Zwiebeln von Tulpen, Hyazinthen und verwandten Gewächsen, sowie die Sorge für Aufbewahrung derselben, überließ er niemand. Noch erinnere ich mich gern, wie emsig er sich mit dem Okulieren der verschiedenen Rosenarten beschäftigte. Dabei zog er, um sich vor den Dornen zu schützen, jene altertümlichen ledernen Handschuhe an, die ihm beim Pfeifergericht jährlich überreicht wurden, woran es ihm deshalb niemals mangelte. So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock und auf dem Haupt eine faltige

schwarze Sammetmütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Alkinous und Laertes hätte vorstellen können.

„Alle diese Gartenarbeiten betrieb er ebenso regelmäßig wie seine Amtsgeschäfte, denn ehe er herunterkam, hatte er immer die Registrate seiner Proponenden für den anderen Tag in Ordnung gebracht und die Akten gelesen. Ebenso fuhr er morgens aufs Rathaus, speiste nach seiner Rückkehr, nickte hierauf in seinem Großvaterstuhl, und so ging alles einen Tag wie den anderen. Er sprach wenig, zeigte keine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht, ihn zornig gesehen zu haben. Alles was ihn umgab war altertümlich. In seiner getäfelten Stube habe ich niemals eine Neuerung wahrgenommen. Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für diesen ehrwürdigen Greis empfanden, bis zum Höchsten steigerte, war die Überzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Wir alle wußten, daß er durch bedeutende Träume von dem, was sich ereignen sollte, unterrichtet werde.“

So wurde ihm seine Wahl zum Schöffen wie zum Schultheißen vorher angezeigt. Die Träume waren übrigens völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamem.

Alles in allem ein rechter Typus des deutschen Gelehrten, der von strengem Pflichtgefühl und der richtigen, uns heute leider abhandenkommenden Wertschätzung geistiger Güter erfüllt, trotz hoher äußerer Ehren in einfachen Verhältnissen sein Leben beschließt. Den ihm angetragenen erblichen Adel lehnte er in richtiger Beurteilung seiner Lage ab: seine Töchter würden, da sie arm wären, durch ihren Adel Bürgerliche

abschrecken und Adelige nicht bekommen, obwohl für ihn persönlich, da seine Schwester und sein Bruder in Familien des reichsstädtischen Adels geheiratet hatten, der Entschluß wohl eine Überwindung bedeutete.

Einmal ist der Mann, den der Enkel „sich nicht erinnert heftig gesehen zu haben“, in Zorn geraten, als sein Schwiegersohn, der kaiserliche Rat Goethe, in verblendeter Parteinahme für Friedrich den Großen, dem Stadtschultheißen vorwarf, er habe sich von den Kaiserlichen bestechen lassen. „Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen“, bei einem sonst so ruhigen und beherrschten Mann ein großartiger und wahrhaft imposanter Zug.

Mit seiner Frau, muß ihn ein sehr inniges Verhältniß verbunden haben, da er sie zur „alleinigen Vertrauten“ seiner wunderbaren Gabe der Weisagung machte. Ihr uns erhaltenes Bildnis weist bedeutende und in ihrer ruhigen Würde majestätische Züge auf: die Ähnlichkeit mit dem Olympier ist unverkennbar. Sie war eine geborene Lindheimer, Tochter des Kammerprokurators zu Weßlar. Von ihrer Vornehmheit und geistigen Überlegenheit haben wir ein schönes Zeugnis. Bei einem Besuch des Herzogs Ulrich von Meiningen drängte sich eine Dame des Frankfurter Kaufmannsadels mit taktloser Annäherung an den Platz der Stadtschultheißen, die es unter ihrer Würde hielt, ihr Recht zu behaupten und schweigend zurücktrat. Zur allgemeinen Genugthuung hatte der Fürst den Vorgang bemerkt, bot der Verdrängten den Arm und führte sie auf den Ehrenplatz neben sich. Sie hat ihren Enkel noch als Freund Regierender und fürstlichen Besuch im Hause der Tochter gesehen.

Elisabeth Tetzors Kindheit mag unter den schönen alten Bäumen des väterlichen Gartens lieblich genug gewesen sein. Zwei Schwestern, die lebhafteste und, wie Goethe sagt, leidenschaftliche Tante Johanna Maria, der er soviel Heiterkeit verdankte, und Anna Maria, von ruhigerer Natur, waren ihre Gespielen. Später kamen noch ein Bruder und eine Schwester hinzu. Seltsamerweise war die später so lebhafteste, derb heitere und wirtschaftliche Frau in ihrer Kindheit ganz anders geartet, da sie „in reinlicher Kleidung gern bei einer zierlichen, weiblichen Arbeit und beim Lesen eines Buches sich gefiel“, starke Scheu vor prosaischer, häuslicher Tätigkeit zeigte und Schwester Prinzeß genannt wurde. Ihre Schulbildung ist wahrscheinlich nichts weniger als gründlich gewesen; „der Fehler lag am Schulmeister“, erklärt sie als alte Frau. Dagegen waren ihre Freude alte Sagen und Märchen, von denen sie einen großen Schatz besessen haben muß. Sie hat ihrem Wolfgang, mit dem sie, selbst fast noch Kind, in der holdesten Weise spielen konnte, später tagaus tagein ihre Märchen erzählen müssen und durch diese Blüten der Poesie, aus der lebendigen Seele des Volkes entsprossen, den Sinn des Kindes unbewußt auf das Echte, Ursprüngliche der Dichtung hingelenkt. Herder hatte in Straßburg leichtes Spiel, dem jungen Goethe das Ohr für die herbe Schönheit des Volksliedes zu öffnen, und Märchenworte „vor mir der Tag und hinter mir die Nacht“ blitzen zuweilen wie Sonnenstrahlen aus seligen Kindheitsstunden in den Dichtungen unseres Größten auf.



Aus diesen Märchenträumen heraus erwachte das aufblühende Mädchen zu einer Wirklichkeit wunderbarer als das schönste Märchen.

Die alte Reichsstadt rüstet sich zu ihrem höchsten Recht: der Kaiser des heiligen römischen Reichs kommt zur Krönung nach Frankfurt. Die alte Zeit steigt in ihrer ganzen Pracht herauf!

Den Anfang macht ein von der jüngeren Generation noch nie gesehener Aufzug. Eine der Kanzleipersonen Frankfurts zu Pferd von vier berittenen Trompetern begleitet und von einer Fußwache umgeben, verliest an allen Ecken ein Edikt, das die Bürgerschaft von dem Bevorstehenden benachrichtigt und ein geziemendes und den Umständen angemessenes Betragen einschärft. Symbolische Zeremonien stellen für einen Augenblick das durch soviel Pergamente, Papiere und Bücher beinahe verschüttete Deutsche Reich wieder her. Die Stadt füllt sich nach und nach „mit nötigen und unnötigen Personen“. Die Bewegung wird größer.

Auf dem Römerberg leisten Rat, Militär, Bürgerschaft den Sicherheitseid. Das ganze Gemeinwesen versammelt sich zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reiches Sicherheit und bei dem bevorstehenden großen Werk unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Am Vorabend des Wahltages werden alle Fremden aus der Stadt gewiesen, die Tore geschlossen, die Juden in ihre Gassen eingesperrt, und der Frankfurter Bürger dünkt sich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer so großen Feierlichkeit sein darf.

Vor dem Römer sammelt sich der prunkvolle Aufzug; Kurfürsten, Botschafter, Gesandte und Ge-

folge zu Roß. Die roten Mäntel mit Hermelin ausgefchlagen wallen königlich über die reichen Schabracken der wohlzugerittenen Rosse. Die goldstoffenen, spanischen Kleider der Botschafter flimmern in der Sonne. Von den altertümlich aufgeschlagenen Hüten wehen die prächtigen Federn; die Isabellpferde bewegen stolz die Köpfe mit starrenden Quasten. Der Zug formiert sich, setzt sich in Bewegung und verschwindet endlich im Allerheiligen, der Wahlkirche. Draußen drängt, wogt und harret das Volk, und endlich wird Karl VII. als Römischer Kaiser ausgerufen.

Der Zudrang von Fremden wird immer stärker. Die Menschen wachsen an Zahl, die Personen an Würde, die Umgebungen an Pracht. Die Galakleider wimmeln umher, so daß man zuletzt nur noch die ganz goldenen bemerkenswert findet. Die alte Stadt ist verzaubert und träumt ihren Märchentraum, und das Kind, das seine dunkeln Augen aus der grünen Dämmerung des väterlichen Gartens heraus geblendet auf den Glanz heftet, lebt ihn mit.

Endlich bricht der Krönungstag an. Die Reichskleinodien Karls des Großen kommen heran und werden auf dem Vorderstuh einer Karosse liegend von den Herren von Aachen und Nürnberg, ihren Bewahrern, die ihnen „in anständiger Verehrung gegenüber sitzen“, in den Dom gebracht. Die Brücke, über die die Hufe des kaiserlichen Rosses schreiten werden, bedeckt sich mit Tuch in den Farben des Reiches. Die Sonne strahlt, die Pracht der Waffen und Gewande leuchtet, alle Glocken jauchzen von den alten Türmen. Kurmainz nimmt im Dom die Insignien in Empfang und läßt Krone und

Schwert sogleich in das kaiserliche Quartier bringen. Der rotgestickte Baldachin wird von Unteroffizieren dahingetragen. Die Gesandten fahren auf. Der Erbmarschall in spanischer Tracht steigt zu Pferde, und in augenblendender Pracht folgen seinem Roß die Gesandten. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde.

Der unendliche, vorausschreitende Zug kündigt der vor dem Dom harrenden Menge die baldige Ankunft der Majestät an. Das Auge ist kaum sich selbst genug vor der Menge der reichgekleideten Dienerschaft, der Beamten und Behörden; der Adel wandelt stattlich einher, die Wahlbotschafter, die Erbämter mit der Krone und dem Reichsschwert erscheinen, und unter dem gleißenden Baldachin, den nun zwölf Schöffen und Ratsherren tragen, zieht auf prächtig geschmücktem Roß der Kaiser im ehrwürdigen Hausornat der Karolinger heran: Karl VII., der Unglückliche; der schöne Wittelsbacher in der dunklen und melancholischen Romantik, die von Zeit zu Zeit in dem alten Geschlecht wie eine fremde Wunderblume aufblüht, in den schwarzen Augen die Ahnung seines frühen Todes, die Schwermut, die die Adligsten seiner hohen Rasse mit einem düsteren Schleier umfängt. —

Der Enthusiasmus steigt aufs höchste; aus hunderttausend Kehlen bricht das jubelnde: Vivat Karolus! und die irdische Majestät, die sich vor der himmlischen beugt, strahlt dem Volk „als etwas heiliges“ entgegen.

Ganz Frankfurt ist in einem Taumel der Freude und Begeisterung; kein Herz bleibt ungerührt beim Anblick der jungen, ergreifenden Gestalt. Das Wirk-



liche ist nicht mehr da, das Märchen herrscht. Aus dem Brunnen quillt rot und weißer Wein, am ungeheueren Spieß dreht sich der gemästete Ochse für jedermann. Aus der Luft regnet es Gold und Silber; das schimmernde Korn, der Segen der Felder wird ausgeschüttet für die Armen. Im Kaiserfaal hält die Majestät Tafel, und 44 Grafen tragen auf goldenen und silbernen Schüsseln das Mahl auf. — Auf der Galerie steht in verängstigter Seligkeit das knospende Kind, im kurzen Röckchen mit pochendem Herzen wie Aschenputtel, und weint vor Lust und Schmerz, wenn ein Blick aus den traurigen kaiserlichen Augen es trifft.

„Ihr Gedächtnis war nicht allein merkwürdig, es war sehr herrlich,“ erzählte Bettina. „Der Eindruck mächtiger Gefühle entwickelte sich in seiner vollen Gewalt bei ihren Erinnerungen, und hier will ich Dir die Geschichte, die ich Dir schon in München mitteilen wollte, und die so wunderbar mit ihrem Tode zusammenhing, als Beispiel ihres großen Herzens hinschreiben, so einfach, wie sie mir es selbst erzählt hat. Eh' ich in den Rheingau reiste, kam ich, um Abschied zu nehmen. Sie sagte, indem sich ein Posthorn auf der Straße hören ließ, daß ihr dieser Ton immer noch das Herz durchschneide, wie in ihrem siebzehnten Jahre. Damals war Karl VII., mit dem Zunamen der Unglückliche, in Frankfurt; alles war voll Begeisterung über seine große Schönheit. Am Karfreitag sah sie ihn im langen, schwarzen Mantel zu Fuß mit vielen Herren und schwarzgekleideten Pagen die Kirchen besuchen. Himmel, was hatte der Mann für Augen! Wie melancholisch blickte er unter den gesenkten Augen-

wimpern hervor! — Ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen. Überall kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern und legte sein Haupt eine Weile in die Hände. Wenn er wieder empor sah, war mir's allemal wie ein Donnerschlag in der Brust. Da ich nach Hause kam, fand ich mich nicht mehr in die alte Lebensweise; es war, als ob Bett, Stuhl und Tisch nicht mehr an dem gewohnten Orte ständen. Es war Nacht geworden, man brachte Licht herein; ich ging ans Fenster und sah hinaus auf die dunkeln Straßen. Und wie ich in der Stube von dem Kaiser sprechen hörte, da zitterte ich wie Espenlaub; am Abend, in meiner Kammer, legt' ich mich vor meinem Bett auf die Knie und hielt meinen Kopf in den Händen wie er. Und es war nicht anders, wie wenn ein großes Thor in meiner Brust geöffnet wär. Meine Schwester, die ihn enthusiastisch pries, suchte jede Gelegenheit, ihn zu sehen; ich ging mit, ohne daß einer ahnte, wie tief es mir zu Herzen gehe. Einmal, da der Kaiser vorüberfuhr, sprang sie auf einen Prellstein am Wege und rief ihm ein lautes Vivat zu; er sah heraus und winkte freundlich mit dem Schnupftuch. Sie prahlte sich sehr, daß der Kaiser ihr so freundlich gewinkt habe; ich war aber heimlich überzeugt, daß der Gruß mir gegolten habe, denn im Vorüberfahren sah er noch einmal rückwärts nach mir. Ja, beinah jeden Tag, wo ich Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, ereignete sich etwas, was ich mir als ein Zeichen seiner Gunst auslegen konnte. Und am Abend in meiner Schlafkammer kniete ich allemal vor meinem Bett und hielt den Kopf in meinen Händen, wie ich von ihm am Karfreitag in der

Kirche gesehen hatte; und dann überlegte ich, was mir alles mit ihm begegnet war. Und so baute sich ein geheimes Liebesverständnis in meinem Herzen auf, von dem mir unmöglich war zu glauben, daß er nichts davon ahnte; ich glaubte gewiß, er habe meine Wohnung erforscht, da er jetzt öfter durch unsre Gasse fuhr wie sonst und allemal heraufsah nach den Fenstern und mich grüßte. O, wie war ich den vollen Tag so selig, wo er mir am Morgen einen Gruß gesendet hatte; da kann ich wohl sagen, daß ich weinte vor Lust. — Wie er einmal offene Tafel hielt, drängte ich mich durch die Wachen und kam in den Saal, statt auf die Galerie. Es wurde in die Trompeten gestoßen; bei dem dritten Stoße erschien er in einem roten Samtmantel, den ihm zwei Kammerherren abnahmen; er ging langsam mit etwas gebeugtem Haupt. Ich war ihm ganz nahe und dachte an nichts, daß ich auf dem un-rechten Platz wäre. Auf seine Gesundheit wurde von allen anwesenden großen Herrn getrunken, und die Trompeten schmetterten darein; da jauchzte ich laut mit. Der Kaiser sah mich an; er nahm den Becher, um Bescheid zu tun und nickte mir. Ja, da kam mir's vor, als hätte er den Becher mir bringen wollen; und ich muß noch heute daran glauben. Es würde mir zuviel kosten, wenn ich diesen Gedanken, dem ich so viel Glückstränen geweint habe, aufgeben müßte; warum sollte er auch nicht; er mußte ja wohl die große Begeisterung in meinen Augen lesen. Damals im Saal bei dem Geschmetter der Pauken und Trompeten, die den Trunk, womit er den Fürsten Bescheid tat, begleiteten, war ich ganz elend und betäubt, so sehr nahm

ich mir diese eingebildete Ehre zu Herzen. Meine Schwester hatte Mühe, mich hinauszubringen an die frische Luft; sie schmälte mit mir, daß sie wegen meiner des Vergnügens verlustig war, den Kaiser speisen zu sehen. Sie wollte auch, nachdem ich am Röhrbrunnen Wasser getrunken, versuchen, wieder hineinzukommen, aber eine geheime Stimme sagte mir, daß ich an dem, was mir heute beschert worden, mir solle genügen lassen, und ging nicht wieder mit. Nein, ich suchte meine einsame Schlafkammer auf und setzte mich auf den Stuhl am Bett und weinte dem Kaiser schmerzlich-süße Tränen der heißesten Liebe; am andern Tage reiste er ab. Ich lag frühmorgens um vier Uhr in meinem Bett. Der Tag fing eben an zu grauen; es war der 17. April. Da hörte ich fünf Posthörner blasen, das war er; ich sprang aus dem Bett. Vor übergroßer Eile fiel ich in der Mitte der Stube und tat mir weh; ich achtete es nicht und sprang ans Fenster. In dem Augenblick fuhr der Kaiser vorbei; er sah schon nach meinem Fenster, noch ehe ich es aufgerissen hatte; er warf mir Kußhände zu und winkte mir mit dem Schnupftuch, bis er die Gasse hinaus war. Von der Zeit an hab' ich kein Posthorn blasen hören, ohne dieses Abschiedes zu gedenken, und bis auf den heutigen Tag, wo ich den Lebensstrom seiner ganzen Länge nach durchschiffst habe und eben im Begriff zu landen, greift mich sein weiterschallender Ton noch schmerzlich an, und wo so vieles, worauf die Menschen Wert legen, rund um mich versunken ist, ohne daß ich Kummer darum habe. Soll man da nicht wunderliche Glossen machen, wenn man erleben muß, daß eine Leidenschaft, die gleich

im Entstehen eine Schimäre war, alles Wirkliche überdauert und sich in einem Herzen behauptet, dem längst solche Ansprüche als Narrheit verpönt sind? Ich hab' auch nie Lust gehabt, davon zu sprechen; es ist heute das erstemal. Bei dem Fall, den ich damals vor übergroßer Eile tat, hatte ich mir das Knie verwundet; an einem großen Brettnagel, der etwas hoch aus den Dielen hervorstand, hatte ich mir eine tiefe Wunde über dem rechten Knie geschlagen. Der scharfgeschlagene Kopf des Nagels bildete die Narbe als einen sehr feinen, regelmäßigen Stern, den ich oft darauf ansah während den vier Wochen, in denen bald darauf der Tod des Kaisers mit allen Glocken jeden Nachmittags eine ganze Stunde eingeläutet wurde. Ach, was habe ich da für schmerzliche Stunden gehabt, wenn der Dom anfing zu läuten mit der großen Glocke, und es kamen erst so einzelne mächtige Schläge, als wanke er trostlos hin und her, nach und nach klang das Geläut der kleineren Glocken und der ferneren Kirchen mit. Es war, als ob alle über den Trauerfall seufzten und weinten, und die Luft war so schauerlich, und es war gleich bei Sonnenuntergang, da hörte es wieder auf zu läuten; eine Glocke nach der andern schwieg, bis der Dom, so er wie angefangen hatte zu klagen, auch die allerlehten Töne in die Nachtdämmerung seufzte. Damals war die Narbe über meinem Knie noch ganz frisch; ich betrachtete sie jeden Tag und erinnerte mich dabei an alles."

⌘

⌘

⌘

Es ist offenbar, daß diese holde, unirdische und nie von ihrem kindlichen Zauber entkleidete Liebe

keine andern Gefühle im Herzen des verträumten Kindes hat aufkommen lassen. Und während ihr zärtlicher und sehnsüchtiger Blick nach innen gewendet, der Höheit des toten Ideals im Wachen und Schlafen gedachte, zog die Prosa des Lebens die Kreise enger um die sichere Beute. Dem armen Mädchen ersteht ein wohlhabender Bewerber; ein Mann in vorgerückten Jahren, der fast ihr Vater hätte sein können, von ehrenhaftem Charakter und ansehnlichem Titel, wirbt um die Siebzehnjährige, die halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen, noch ein wahres Pflanzenleben führt. Im Ohr den klagenden Schall der Totenglocken des unerreichbaren Geliebten, die Seele lebend in den lieblichen Träumen einer unschuldigen Mädchenphantasie, wird sie aus den Schleiern, die ihr die Welt verhüllen, in das grelle Licht des Alltags gestellt. Ohne viel nachzudenken, folgt sie als gehorsames Kind dem, was der Herr Vater und die Frau Mutter über sie befinden, damit sich die Zusage des Gebotes, das allein Verheißung hat, erfülle, und nach Gärten voll fremder Schönheit, in der jede Blume spricht und jede Quelle flüstert, breitet sich die dürre Sandwüste des ödesten Ehelebens vor ihren erschreckten Augen aus.

Am 20. August 1748 führt der langweilige und würdige Herr Bräutigam die zitternde Braut über seine Schwelle, nachdem der fromme Senior Fresenius von der „Würdigkeit des Ehestandes“ gar erbaulich gehandelt hat.

In einem Garten war die Hochzeit gefeiert worden; mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung ward das Paar in dem Gartenhaus getraut. Aus dem

blühenden, grünen Paradies heraus trat sie in das „dunkle Haus in der Hirschgasse“.

Die Lasten der Wirtschafft nahm ihr die Schwiegermutter Cornelia Goethe ab. Obwohl fast achtzigjährig fand die ehemalige Wirtin vom Weidenhof, deren Auge gewöhnt war, einen großen Haushalt zu überblicken, keine Beschwerde in der Führung des wohlgeordneten und mit Dienerschaft geziemend versehenen Hauses. Der Enkel gedenkt ihrer mit inniger Liebe als einer schönen, hageren, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend ist sie ihm im Gedächtnis geblieben. Sie war es auch, die ihn nachmals mit jenem Puppenspiel beschenkte, das in Wilhelm Meister verewigt ist, das später beim Verlassen des Hauses der Frau Rat den Auszug „erschwörte“, da sie es im neuen Quartier nicht unterbringen könne, und das der Dichter dann in dankbarem Gedächtnis an die Zeiten, da das Spielzeug den schlummernden Genius zuerst bewegte, mit dem „Fuhrmann“ nach Weimar kommen ließ, wo es noch heute in Ehren gehalten wird.

Diese umsichtige, gut geartete und sanfte Greisin mag es auch gewesen sein, der die junge Frau, die doch zu Hause wenig Sinn für häusliche Arbeiten zeigte, jene berühmte Wirklichkeit und Hausfrauentüchtigkeit verdankte, die in Hermann und Dorothea so schön zum Ausdruck kommt, indem sie in den vortrefflich geleiteten Haushalt nach und nach recht eigentlich hineinwuchs und bei zunehmender Schwäche der Schwiegermutter gut die Oberleitung über das richtig funktionierende Räderwerk zu übernehmen vermochte.

So konnte sie in der Beschäftigung mit den realen Dingen einer tüchtigen Wirksamkeit, in der Befriedigung, die ein blankes und wohlgeordnetes Hauswesen jeder Frau gewährt, ein Gegengewicht gegen jenen Hang zur schwermütigen Träumerei finden und den heiteren Lebensmut gewinnen, der sie nie verlassen hat. Sie konnte sich auch den Anforderungen des kritischen und anspruchsvollen Gatten gewachsen zeigen. Gewiß war es für die Hausfrau nicht leicht, mit dem pedantischen, grilligen und eigenwilligen Gemahl fertig zu werden. So sehr seine Sparsamkeit und Ordnungsliebe zur Aufrechterhaltung des Hauswesens beigetragen haben mögen, so sehr mag seine Umständlichkeit ihr das tägliche Leben erschwert haben. So pflegte er jedes Stück Papier Rechnungen, Briefe usw. bis ins Unendliche aufzuheben. Daß „was man nicht nützt, schwere Last“ ist, hat die Frau Rat reichlich erfahren müssen.

„Herkules,“ schreibt sie nach dem Tode des Gatten, als ihr Hausfrauenherz sie trieb, nun mit allem Wust gründlich aufzuräumen, „müßte einmal einen Stall aus und wurde vergöttert — gemistet habe ich, aber mit der Vergötterung will's noch nicht so recht fort . . . Nun muß ich Odem holen, denn mir ist noch immer, als säße ich auf dem oberen Boden und hätte die drei Zentner Papier, um und um, vierzehn Tage habe daran ausgesucht — O! das war eine verwünschte Arbeit — jedes noch so unbedeutende Päckgen war mit Cordel umwunden — nun das alles aufzumachen!!!“

Vorerst war der unbeschäftigte und sehr pädagogisch veranlagte Mann glücklich, ein Objekt für die Erziehungskünste, mit denen er später seine

Tochter Cornelia so sehr gequält hat, zu besitzen. Die junge Frau wird kaum mit viel nutzlosem, ver liebten Getändel geplagt worden sein, dagegen ward sie zu Schreibübungen und Klavierstunden, damit den Lücken ihrer Bildung abgeholfen werde, angehalten.

Mit den italienischen Sprachübungen, von denen der Sohn berichtet, wird es wohl nicht viel geworden sein. Elisabeth hat den redlichen Eifer des Herrn Rat, der stets das Rechte zu tun strebte und schließlich nicht dafür konnte, wenn er, eine kantisch pflichteifrige Natur, bei der die „Grazien leider ausgeblieben“, sich und seiner Umgebung das Leben erschwerte, immer anerkannt, wenn sie auch zuzeiten herzlich über seine Grämlichkeiten und Wunderlichkeiten geklagt hat. Es war ihr nicht gegeben, sich nach Art heldenhafter Naturen schweigend in ihr Unglück zu hüllen und gleichsam zur marmornen Statue ihres eigenen Grams zu erstarren; dazu war sie viel zu sehr ein Kind der warmen, mütterlichen Erde. Sie redete sich ihr Elend von der Leber, wie eine echte Frankfurterin, und dann war ihr froher Mut wieder da. Man würde ihr übrigens unrecht tun, zu behaupten, daß sie die düstern Seiten des Lebens nicht empfunden hätte — sie war durchaus keine leichte Natur. Sie spricht als ältere Frau von den Leiden der Schwermut mit einem Verständnis, wie es sich nur jemand hat erkämpfen können, der durch viele Wasser gegangen ist. „Warum kommt doch diese verdammte Krankheit just an die besten, brauchbarsten Menschen, ich kenne eine Menge Schurken, die selten krank sehn, die sind ja doch der Welt nichts nütze, und man hat von ihren Wachen oder Schläffen nicht den geringsten Nutzen.“

So schreibt sie an den berühmten Arzt Zimmermann in der derben Sprache ihrer Zeit, da die Kraftausdrücke der Sturm- und Drangperiode ihrer Frankfurter Antipathie gegen alle Geziertheit entgegenkamen und sie auch ihrem tiefen Gefühl aus einer schönen seelischen Keuschheit heraus nur selten eine unverhüllte Kundgebung gestattete. Ebenso wie in dem Brief an Zimmermann urtheilt sie aus innigem Mitgefühl für die seelisch Leidenden heraus am 10. Februar 1777: „Die arme Frau M. hat einen hohen Gradt von Melancolen, welcher freilich von Hypocontriſchen (der Teufel hole das verfluchte Wort, ich kann's einmahl nicht schreiben) umständen herkommt. Warum ich die brave Frau herzlich bedaure, ist, daß sie keine lebendige Seele um sich hat, die nur im geringsten einen solchen Zustand, einzusehen imstande wären; denn die Frau M., die Gänse, die Jungfere G. genannt, die ihr im Spazierenfahren Gesellschaft leisten, sind wahrlich die Leute nicht, eine solche Krankheit einzusehen und folglich auch nicht capabel, die ersten Mittel zur Genesung anzubringen. Im Gegenteil, bringt das dumme Volk mit dem ewigen Geträtſch und Gewäſch die Frau noch mehr aus der Faſſung.“ —

Also von Anfang an hat sie die Dinge nicht durch „ihr Glas /. welches Rosenfarb und Weiß ist /.“ betrachten können. Und wenn sie oben an dem Fenster stand, aus dem sie auf die unübersehbare Fläche von Nachbarsgärten, die sich bis an die Stadtmauer hinstreckten, hinabsah, wenn über den grünen Wipfeln die Donner rollten, der segnende Regen nieder-rauschte oder die Sonne in Gold und Purpur hinter ihnen unterging, so erregte das in ihr wie später

in ihrem Sohn ein „Gefühl der Einsamkeit und daraus entspringender Sehnsucht“; das „Ernste und Ahnungsvolle, das die Natur in mich gelegt hat“, wie Wolfgang sagt, mag damals sein wundervolles Dunkel um die Seele, die sich geheimnisvoll unter ihrem Herzen zu bilden begann, gezogen haben. Draußen lag die Ferne, das Unerreichbare, das Wunderbare, das es irgendwo auf der Welt geben mußte, das Glück, die Schönheit, die Freude — und sie war festgebannt in das alte, winkelhafte, düstere Haus, das keinen Garten hatte, und stand mit ihrer siebzehnjährigen Sehnsucht und ihrem Traum von Glück da, angewiesen auf den „gern didaktischen“, würdevollen Gemahl und die Aussicht in fremde Gärten.

Aber es war doch wenigstens der Ausblick da.

Und wie sie in dem frommen Glauben ihrer Kindheit sich ganz als Kind des großen Vaters fühlte, so fand sie sich, überzeugt, daß alles zum besten geschähe, bescheiden mit dem ab, was unabänderlich war.

In dem zweiten Stockzimmer, das später des Sohnes „liebster, wenn nicht trauriger, doch sehnsüchtiger Aufenthalt war,“ schuf sie sich mit „wenigen Gewächsen“ die Illusion eines Gartens und mag oft dort gesessen haben, die zarte und noch so kindliche Gestalt gebückt unter der Last früher Mütterlichkeit, umgeben von den Pflanzen, deren rührendes Leben dem knospenden Leben in ihrem Schoß gleich, und den Blick gerichtet in jene Gefilde, aus denen der Atemzug der grünen Erde zu ihr hinauf drang:

Betrachte, wie in Abendsonnenglut
 Die grünumgebneen Hütten schimmern.
 Sie rücht und weicht, der Tag ist überlebt.
 Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
 O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
 Ihr nach und immer nach zu streben!
 Ich sah' im ew'gen Abendstrahl
 Die stille Welt zu meinen Füßen,
 Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
 Den Silberbach in goldne Ströme fließen.

Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
 Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
 Doch ist es jedem eingeboren,
 Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
 Wenn über uns im blauen Raum verloren
 Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
 Wenn über schroffen Fichtenhöhen
 Der Adler ausgebreitet schwebt,
 Und über Fläcken, über Seen
 Der Kranich nach der Heimat strebt.

⌘

⌘

⌘

So ging der Sommer dahin, und der Erntemonat senkte sich zum Ende. Da wurde am 28. August das erste Kind geboren, der Sohn. Das bunte Röckchen mit Streifen von Blumen durchwirkt, das Flormützchen mit silbernen Blümchen geschmückt, in dem der kleine Gast aus seliger Fremde zur Kirche getragen werden sollte, lag bereit, die alte Wiege wartete mit dem weichsten Linnen. Die Zeichen des Himmels lächelten wunderbar, die freundlichen Gestirne Jupiter und Venus zeigten sich günstig, und trotzdem schien das junge Leben verloren: das Kind kam ohne Atem zur Welt.

Dieses geliebte, mit Sehnsucht erwartete, unter Qualen, die den Körper der Achtzehnjährigen mit übermenschlichen Leiden zerrissen, geborene Kind

unschuldiger und zarter Träume, schien tot. Jener größte Augenblick im Leben einer Frau, der selbst das ärmste und verworfenste Weib emporhebt, wenn nach tiefster Erniedrigung endlich das junge lebendige Leben die Seele der Mutter mit Schöpferwonne des Genies über das Irdische hinwegträgt, verklärt — dieser Augenblick ging an ihr vorüber.

Schweigen, Bestürzung herrschten. Bis endlich nach angstvollen Minuten ein leiser Hauch das starre Körperchen belebt und der Jubelruf der betagten Großmutter: „Elisabeth, er lebt!“ die junge Mutter in die Seligkeit aller Himmel reißt. Sie fühlt das flaumige Köpfchen an ihrer Wange, sie hält seine zappelnden Gliederchen in ihren Händen und über sein weinendes Gesichtchen rinnen ihre dankbaren Tränen. „Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis auf diese Stunde. Und soll ich die Vorsehung nicht dankend anbeten, wenn ich bedenke, daß ein Leben damals von einem Lufthauch abhing, das sich jetzt in tausend Herzen befestigt hat, in mir nun das einzige ist?“

Es wird die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn.

⌘

⌘

⌘

Von nun an beginnt ein neues Leben für Elisabeth.

All das Entzückende, Frische, Blumenhafte, Verheißungsvolle, was die ganz kleinen Kinder so rührend macht, lag in seinem ganzen Reichthum in ihren Armen. „Eine heilige Scheu — aber keine scheinheilige —“ sagt ihre geistige Tochter

Bettina — „hab' ich vor allem Kinderschiedsal, unentfaltet noch in so süßer Knospe verschlossen; man hat auch Scheu eine junge Knospe zu berühren, die der Frühling schwellt. Ein Wiegenkindchen lallt so berührsam, wie kein Gespräch mit Menschen.“

Und während Elisabeths ganzes Herz dem Kinde an ihrer Brust entgegenlächelte und sie voll Entzücken das Runden seiner rosigen Glieder, sein erstes unbewußtes Lächeln, das Erwachen seines Seelchens in seinen großen schwarzen Augen beobachtete, blieb wenig von ihrer Liebe für das zweite Kind, das sie bald gebat.

Am 7. Dezember 1750 wurde Cornelia geboren, jene strenge Erscheinung voll Iphigenienhöheit, die selbst unglücklich den von Furien Umgetriebenen zu trösten weiß, ein Kind der Pflicht, in „dessen Wesen nicht die mindeste Sinnlichkeit“ lag, der Liebling des Vaters, während die Mutter den Schlüssel zu ihrem Wesen nicht fand.

Noch vier Kinder folgten. 1753 Jakob, den im Alter von sechs Jahren die Blattern hinwegrafften, 1754 Elisabeth, nach der Mutter genannt und als einjähriges Kind verstorben, Maria, 1757 geboren und 1759 gestorben, ein besonders schönes Kind, und Georg Adolf, 1760 geboren und schon nach acht Monaten wieder verschieden.

Jakob wird von Goethe in Wahrheit und Dichtung erwähnt als ein Knabe von „zarter Natur, still und eigensinnig“, mit dem er nie ein eigentliches Verhältnis hatte. Die beiden ältesten in der Eigenheit ihrer Veranlagung einander wunderbar ergänzend, gingen, wie es scheint, so völlig ineinander auf, daß für den kleineren wenig Raum in ihren

Spielen war. Frau Rat berichtet auch selber, Wolfgang habe deutliche Zeichen von Ärger über die Tränen und Klagen beim Tode des kleinen Jakob von sich gegeben. Offenbar ein erster Versuch des Knaben, das Traurige, das seine Ruhe störte, zu paralysieren, wie später der Mann es gehalten hat. Auf die vorwurfsvolle Frage der Mutter, ob er den Bruder denn nicht lieb gehabt, antwortete er, indem er unter dem Bett eine Menge beschriebener Papiere hervorzog: dies alles seien Lektionen gewesen, den Bruder zu lehren. —

Vorerst war die mädchenhafte Mutter selbst noch ganz Kind mit ihren Kindern.

Der tiefste Zug ihrer Seele ging der Freude nach, und selbst stets heiter und froh, wie der Sohn ihr nachrühmt, hatte sie an nichts mehr Lust, als die Kinder froh zu sehen. Ihre beste Pädagogik war Liebe, Versprechung und holde Schmeichelei. Sie scheint sich dem Sohne früh untergeordnet zu haben; zuweilen klingt es durch ihre Berichte wie von leiser Tyrannei ihres reizenden Götterknaben. Offenbar bewegte sie in ihrem Herzen die heimlichen Verheißungen Gottes, in kindlicher Naivität für dieses Kind ihrer Entfagung, ihrer Schmerzen, ihrer heimlichen Seligkeit alle Erfüllungen erwartend, die „die Sterne bei seiner Geburt versprochen hatten“.

Es ist uns nicht berichtet, daß sie Wolfgang je geschlagen oder hart angelassen hätte; ihre Erziehungsmittel waren Pfirsiche und die bekannten Frankfurter Brenten.

In dem untern Hausflur, der durch ein Holzgitter Luft und Frische empfing, spielten die Kinder umher neben der Mutter, die nähte oder strickte,

und der Salat lesenden oder Gemüse putzenden Köchin, antworteten durch die Stäbe der Sprossentür hindurch dem Zuruf der Vorübergehenden und knüpften Bekanntschaften mit guten Nachbarn an. Besonders mit den Brüdern von Ochsenstein, drei gegenüber wohnenden, unverheirateten älteren Herren, die trotz ihrer ernstesten und abgeschlossenen Lebensweise stets zu Scherzen mit den niedlichen Nachbarkindern aufgelegt waren und den kleinen Wolfgang auch zu jener reizenden Episode verführten, die der Olympier später mit ebensoviel Witz als Behagen erzählt.

Da der Topfmarkt, ein wirtschaftliches Ereignis für alle trefflichen Hausfrauen, eben stattgefunden, hatte man auch die Kinder mit Näpfschen und Tiegelschen wohlversorgt. Mit diesen mädchenhaften Sachen spielte Wolfgang „im Geräms“ und warf schließlich, echt jungenhaft, ein Töpfchen durch das Gitter auf die Gasse. Die Herren von drüben, die im Fenster liegend das Kind beobachteten, regten es in un-pädagogischer Weise eifrig zu weiteren Taten an, so daß es nach und nach selbst aus der Küche soviele Teller es immer langen konnte, zerschmetterte.

Etwas später war es wohl, daß das Puppentheater den Kindern von der zärtlichen Großmutter geschenkt wurde, „jenes verwünschte Puppenspiel“, das sich nachmals Frau Elisabeth vom verdrießlichen Vater mußte vorwerfen lassen, da es dem Sohn nur Geschmack am Schauspiel beigebracht habe.

Der Sohn hat uns in Wilhelm Meister eine reizende Schilderung gegeben, wie das wunderbare Spielzeug zum erstenmal in die Erscheinung trat:

„Ich weiß, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns nach Empfang der Christgeschenke vor einer

Thür sitzen hieß, die aus einem anderen Zimmer hereinging. Sie eröffnete sich; allein nicht, wie sonst, zum Hin- und Widerlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem kunstlichen Vorhang verdeckt war. Erst standen wir alle von ferne, und wie unsere Neugierde größer ward, um zu sehen, was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an und gebot uns, in Geduld zu warten.

So saß nun alles und war still; eine Pfeife gab das Signal; der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine hochrot gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Scene, in großer Verlegenheit über die Impertinenz des schwerlöthigen Kriegers, der ihn und die seinigen herausgefordert hatte. Wie wohl ward es mir daher, daß der zwerggestaltete Sohn Jais, mit Schäferstab, Hirtentasche und Schleuder, hervorhüpfte und sprach: Großmächtiger König und Herr Herr! es entfalle keinem der Muth um deßwillen! Wenn Ihre Majestät mir erlauben wollen, so will ich hingehen und mit dem gewaltigen Riesen in Streit treten. Der erste Act war geendet, und die Zuschauer höchst begierig zu sehen, was nun weiter vorgehen sollte; Jedes wünschte, die Musik möchte nur bald aufhören. Endlich ging der Vorhang wieder in die Höhe. David weihte das Fleisch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde; der Philister



Bildnis der jungen Frau Rat.
Angebliches Gemälde von Joseph Schneider im Besitz von
Adolf Weigel in Leipzig.

sprach Hohn, stampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Kloß und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausschlag. Wie dann nachher die Jungfrauen sangen: „Saul hat tausend geschlagen, David aber zehntausend“, der Kopf des Riesen von dem kleinen Überwinder hergetragen wurde und er die schöne Königstochter zur Gemahlin erhielt, verdroß es mich doch, bei aller Freude, daß der Glückspilz so zwergmässig gebildet: denn nach der Idee des großen Goliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt, beide recht charakteristisch zu machen. Ich bitte Sie, wo sind die Puppen hingekommen? Ich habe versprochen, sie einem Freunde zu zeigen, dem ich viel Vergnügen machte, indem ich ihn neulich von diesem Kinderpiel unterhielt.

„Es wundert mich nicht, daß du dich dieser Dinge so lebhaft erinnerst,“ läßt er die Mutter antworten, „denn du nahmst gleich den größten Antheil daran. Ich weiß, wie du mir das Büchlein entwendetest und das ganze Stück auswendig lerntest; ich wurde es erst gewahr, als du eines Abends dir einen Goliath und David von Wachs machtest, sie beide gegeneinander peroriren liehest, dem Riesen endlich einen Stoß gabst und sein unförmliches Haupt auf eine große Stecknadel mit wächsernem Griff dem kleinen David in die Hände klebtest. Ich hatte damals so eine herzlich mütterliche Freude über dein gutes Gedächtniß und deine pathetische Rede, daß ich mir sogleich vornahm, dir die hölzerne Truppe nun selbst zu übergeben. Ich dachte damals nicht, daß es mir so manche verdrießliche Stunde machen sollte.“

Mit dem Entwenden des Büchleins hatte es eine besondere Bewandnis. Nach dem Tode der Schwieger-

mutter zur regierenden Hausfrau aufgerückt, hielt Frau Elisabeth, wie es ihr gelehrt worden war, alles unter einem guten Verschuß, die „wohlaufgeputzten Staatszimmer“ so gut wie Speise- und Bodenkammern. Die Kinder hatten, wie Goethe erzählt, in diesem wohleingerichteten Hause, dessen strenge Ordnung mehr ein Verdienst des beaufsichtigenden Hausherrn, als der lebendigen, jungen Frau war, „stets eine Empfindung, wie sie wohl Ratten und Mäuse haben mögen: sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wie sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können“. Wenn es ihnen gelang, verschmausten sie es in irgendeinem versteckten Winkel in wonniger Furcht, vor Entdeckung zitternd.

„Ich war,“ erzählt Goethe, „vor allen meinen Geschwistern aufmerksam, wenn irgend ein Schlüssel stecken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die ich für die verschlossenen Thüren in meinem Herzen herumtrug, an denen ich Wochen und Monate lang vorbeigehen mußte und in die ich nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligthum öffnete, um etwas herauszuholen, einen verstohlenen Blick that, desto schneller war ich, einen Augenblick zu benutzen, den mich die Nachlässigkeit der Wirtschafterinnen manchmal treffen ließ.

„Unter allen Thüren war, wie man leicht erachten kann, die Thüre der Speisekammer diejenige, auf die meine Sinne am schärfsten gerichtet waren. Wenig ahnungsvolle Freuden des Lebens glichen der Empfindung, wenn mich meine Mutter manchmal hineinrief, um ihr etwas heraustragen zu helfen, und ich dann einige gedörrte Pflaumen ent-

weder ihrer Güte oder meiner List zu danken hatte. Die aufgehäuften Schätze übereinander umfingen meine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und selbst der wunderliche Geruch, den so mancherlei Spezereien durcheinander aushauchten, hatte so eine leckere Wirkung auf mich, daß ich niemals versäumte, so oft ich in der Nähe war, mich wenigstens an der eröffneten Atmosphäre zu weiden. Dieser merkwürdige Schlüssel blieb eines Sonntagmorgens, da die Mutter von dem Geläute übereilt ward und das ganze Haus in einer tiefen Sabbathstille lag, stecken. Kaum hatte ich es bemerkt, als ich etlichmal suchte an der Wand hin und herging, mich endlich still und fein andrängte, die Thür öffnete und mich mit Einem Schritt in der Nähe so vieler langgewünschter Glückseligkeit fühlte. Ich besah Kasten, Säcke, Schachteln, Büchsen, Gläser mit einem schnellen, zweifelnden Blicke, was ich wählen und nehmen sollte, griff endlich nach den vielgeliebten gewelkten Pflaumen, versah mich mit einigen getrockneten Äpfeln und nahm, genügsam, noch einige eingemachte Pomeranzenschalen dazu; mit welcher Beute ich meinen Weg wieder rückwärts glitschen wollte, als mir ein paar nebeneinander stehende Kasten in die Augen fielen, aus deren einem Drähte, oben mit Häkchen versehen, durch den übel verschlossenen Schieber heraushingen. Ahnungslos fiel ich darüber her; und mit welcher überirdischen Empfindung entdeckte ich, daß darin meine Helden- und Freudenwelt auf einander gepackt sei! Ich wollte die obersten aufheben, betrachten, die untersten hervorziehen; allein gar bald verwirrte ich die leichten Drähte, kam darüber in Unruhe und Bangigkeit, besonders da

die Köchin in der benachbarten Küche einige Bewegungen machte, daß ich alles so gut ich konnte, zusammendrückte, den Kasten zuschob, nur ein geschriebenes Büchlein, worin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war, das obenauf gelegen hatte, zu mir steckte und mich mit dieser Beute leise die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete."

In allen kleinen Händeleien zwischen der Vernunft des Erziehers und der kindlichen Natur stand Elisabeth als wahres Kind von Genieland stets auf Seiten der Kinder, die sie so tief verstand, deren verborgenes Leben sie so freudig mitlebte.

Der Vater: der Ernst, die Ausdauer, der grämliche Verstand, der immer mäkelte, die „alte Schwiegermutter Weisheit in Masculinum“. Und die Mutter: das Licht, die sonnige Wärme, das unbesieglige Temperament, das „alles, aber keine Sorge vertragen“ konnte, die tausendfarbige Phantasie.

An ihr Herz gedrückt hält sie den Erstgeborenen und berührt sein dunkles Auge mit dem Zauberstab ihres Gemütes; da sieht er hinein in die Wunderlande der Märchenwelt. Ringsum versinken Prosa und Alltag, „uralte Türen“ tun sich auf; aus dem Waldesdunkel winkt es, über zauberische, stille Wasser legen sich weiße Brücken, auf goldenem, schwankenden Boden spielt das Kind und hört unter sich „das Wasser rieseln und die Fische plätschern“. Die Poesien zweier Hemisphären strömen aus ihrem Herzen hinüber in das des Sohnes: die Muse küßt ihn zum erstenmal. Seine Augen hängen an den Lippen der Märchenerzählerin, sein Herzchen schlägt laut unter der Halskrause, und der ganze kleine

Mensch steht zitternd vor Verlangen, noch mehr, noch mehr von all den süßen Wundern, die sich nie und nirgends begaben, aufzufangen.

Ebenso aber hat die Mutter als berufene und verordnete Verwalterin der Geheimnisse des Glaubens ihr Kind in die ehrwürdigen Hallen der Religion zuerst eingeführt, sie, deren eingeborenes Gefühl sie so einfältig hinzog, mit dem Vater ihrer Seele in ein inniges Verhältnis zu treten, so gut es die Vernunftformeln der damaligen Kirche vermitteln konnten. Daher gefellte sie sich gern den Kreisen zu, die sie durch „Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbständigkeit“ anzogen; den Messias Klopstocks mußte sie durch List und Wachsamkeit den Augen des Mannes, der auf reimlose Dichtung schlecht zu sprechen war, entziehen, um ihre Kinder in den erhabenen Gesichtskreis des seraphischen Sängers geleiten zu können. Sie hat, wie sie zuerst die runden Händchen des Kindes sich falten lehrte, auch in das „von Natur zur Ehrfurcht geneigte“ Gemüt des Knaben den lebendigen Keim der großen und umfassenden Religiosität gelegt, ohne den uns dieser universale Geist der bedeutendsten Tiefen ermangeln würde. So wie wir gerührt des Kindes „zu seinem Schöpfer sich aufsehendes Gemüt“ in der reinen Opferflamme, die er auf dem „schönen, rotlackierten und goldgeblühten Musikpult“ der Mutter entzündet, hinauf zu der ewigen Sonne streben sehen, so hat der Glaube des Mannes, der aus der „Kirchen ehrwürdiger Nacht“ eigene Wege zu dem Allerschaffer und Allhalter suchte, ein ergreifendes Bild von der Sehnsucht gegeben, von der Sehnsucht zu dem, der uns zu sich geschaffen hat.

Auch die Worte, die der nach Leipzig abreisende Student der Mutter ins Stammbuch schreibt, lassen auf tiefe, seelische Zusammenhänge schließen, die in diesem spröden Alter bis in die Kindheit hinabreichen müssen:

Das ist mein Leib, nehmt hin und esset,
Das ist mein Blut, nehmt hin und trinkt,
Auf daß ihr meiner nicht vergesstet,
Auf daß nicht euer Glaube sinkt.
Bei diesem Wein, bei diesem Brot
Erinnert euch an meinen Tod.

Sfurt., d. 30. Sept. 1765.

Zum Zeichen der Hochachtung und Ehrfurcht
setzte dieses seiner geliebten Mutter
J. W. Goethe.

Denn unter dem Druck eines häuslichen und ehelichen Lebens, das gerade der besonderen Art Elisabeths zu einer täglichen Geißel werden mußte, hat sie den für Leben und Sterben stichhaltigen Trost in dem völligen Ruhen in Gott gefunden, nach der herrnhutischen Auffassung der Seele Braut zum Bräutigam Christus, „dem man sich unbedingt hingibt und dem man ohne Zweifel das Schicksal des Lebens anvertraut“. Auch aus der tiefen, beseelten Darstellung Goethes von der Geschichte der Erzwäter scheint ihre gemütvollere Art der Erzählung biblischer Geschichten herauszublickten. —

Alternd im Besitz des Sohnes „der die Welt mit seiner Unsterblichkeit ausfüllen konnte“, läßt Bettina sie erzählen: „Ich hab's im Mutterleib schon gespürt was aus meinem Kind wird werden und hab auch keinen Augenblick dran gezweifelt seit er auf der Welt war, daß es zu ihrem Heil werde sein.“

Warum? Meine Gedanken waren immer auf unerschuldete Naturleben gerichtet, wo ich den Verkehrtheiten aus dem Wege rücken konnte, denn nie hab ich heller empfunden, wie sehr das Geschick des Menschen ins Gedräng kommt bei dem Lehren und Predigen verkehrter Grundsätze als während ich auf meinen Sohn gewartet hab, daß der das Licht der Welt sollt erblicken. Und mein sehrend Gebet war stets daß sein Dasein, seine Seele einst eine Beweisführung für das alles sein möchte was ich in der Natur als heilige Widerlegung ihrer verkehrten Erziehung, ihrer Umschaffung des Menschengeschlechtes empfand. Obschon nun als die pedantischen Unglücksseher haben die Hand überm Kopf zusammengeschlagen über meine unpedagogischen Grundsätze so ließ ich mich nicht anfechten, denn ich hielt mich an die Natur die mein Gebet gleichsam aus mir herausgelockt hatte, so wußt ich also wonach ich mich sehnte auf was ich hoffte das war die Wahrheit. Und vom ersten Augenblicke da er geboren war ist mir über alle Dinge ein ander Licht aufgegangen und hab erst meine wahre Erziehung genossen in dem unschuldigen heldenmüthigen Übermuth meines Sohnes der alles Große auf der Stelle bewähren zu können keinen Augenblick zweifelte und der mit allen Kräften auch dahin strebte, daß was sein Gefühl einmal berührte das ward eine Flamme in ihm, in der er den eigenen Sinn erhoben hat über das Gewöhnliche."

Dieser „unerschütterliche Glaube“ trug die nach außen so gar nicht großgeartete Frau über alle Hemmnisse hinweg.

Zunächst suchten viele Krankheiten die Familie

heim. Sechs Kinder hat sie in ihrer Pflichtehe geboren, von denen sie vier nach kurzem Besiz begraben hat. In dem Alter, wo die Lieblichkeit und Unschuld der kleinen Hilfslosen die süßeste, zärtlichste, schmerzlichste Liebe der Mutter hervorrufen und verlangen, hatte sie sie in den Sarg legen müssen, mit jedem ein Stück ihres Lebens, ihrer heiligsten Hoffnung. Sie stand an dem Sterbebett ihrer Schwiegermutter, sie sah, wie die mörderische Krankheit, die ihren Sohn Jacob weggraffte, auch den Sohn ihrer Verheißung niederwarf, sah nach Wochen der Angst das schöne Kind, dessen „glückliche Bildung“ Aufsehen erregte, nur entstellt und gänzlich verändert dem Licht wiedergegeben.

Mit desto heftigerer Inbrunst wandte sich ihr Innerstes dem ihr gebliebenen Sohn zu, der ihrem alttestamentlichen Sinne der Sohn der Verheißung war. Denn wie er, Mann geworden, verständnisvoll sagt: „Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens, denn die Überzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um uns faßlich zu machen, eine solche Überzeugung drängt sich jedem auf, ja wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können.

„Ganz anders verhält sich's mit der besonderen Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Wesen sich eines einzelnen, eines Mannes, eines Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme. Diese Religion ist auf den Glauben gegründet, der unererschütterlich sein muß, wenn er nicht sogleich von

Grund aus gestört werden soll. Jeder Zweifel gegen eine solche Religion ist ihr tödlich. Zur Überzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben. Daher die unendlichen Prüfungen, das Zaudern der Erfüllung so wiederholter Verheißungen, wodurch die Glaubensfähigkeit ins hellste Licht gesetzt wird."

Zunächst beschloß der Herr Rat nach dem Tode der Mutter einen gründlichen Umbau des winkligen und altmodischen Hauses, der dem unbeschäftigten Mann eine interessante Arbeit bot; allerdings verfuhr er in der allerumständlichsten und für die Hausfrau ärgerlichsten Art, die es geben konnte. Die Familie blieb nämlich während des Umbaues wohnen, und die Kinder sahen mit Erstaunen die Zimmer, in denen man sie oft enge gehalten und mit wenig erfreulichen Arbeiten geängstigt, die Gänge, auf denen sie gespielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man sonst so sehr gesorgt, „alles vor der Hacke des Maurers, vor dem Beile des Zimmermanns fallen, und zwar von unten herauf und sich selbst oben auf unterstützten Balken gleichsam in der Luft schweben". Indessen ging auch diese Zeit vorüber und „der wohlausgedachte Plan ließ alles vergessen, was die Mittel, zu diesem Zweck zu gelangen, Unbequemes haben mögen."

Die Hälfte der reichen Bücherammlung des Rats, in saubern Pergamentbänden mit sehr schön geschriebenen Titeln, ward bei dieser Gelegenheit in einem besondern Mansardzimmer aufgestellt.

„Zunächst aber wurden die Gemälde, die sonst in dem alten Hause zerstreut herumhingen, nunmehr zusammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers

neben der Studierstube, alle in schwarzen, mit goldenen Stäbchen verzierten Rahmen, symmetrisch angebracht. Mein Vater hatte den Grundsatz, den er öfters und sogar leidenschaftlich aussprach, daß man die lebenden Meister beschäftigen und weniger auf die abgeschiedenen wenden solle, bei deren Schätzung sehr viel Vorurteil mit unterlaufe.

„Man schritt auf diese Weise mit Vollendung der übrigen Zimmer, nach ihren verschiedenen Bestimmungen, weiter. Reinlichkeit und Ordnung herrschten im ganzen; vorzüglich trugen große Spiegelscheiben das ihrige zu einer vollkommenen Helligkeit bei, die in dem alten Hause aus mehreren Ursachen, zunächst aber auch wegen meist runder Fensterscheiben, gefehlt hatte. Der Vater zeigte sich heiter, weil ihm alles gut gelungen war, und wäre der gute Humor nicht manchmal dadurch unterbrochen worden, daß nicht immer der Fleiß und die Genauigkeit der Handwerker seinen Forderungen entsprachen, so hätte man kein glücklicheres Leben denken können, zumal da manches Gute theils in der Familie selbst entsprang, theils ihr von außen zuflöß.“

Die stattliche Wohnung hielt die gute Hausfrau nun in beständiger Regsamkeit, von der Bettina sie so lebendig erzählen läßt:

„Der Sonntag ist bei mir ordentlich aus Widerspruch gegen die Faulheit, die schon am am siebenten Tag erschlaffen will, ein wahrer Rebellertag gewesen, alle unkomode Geschäfte hab ich auf den Tag verlegt; einmal lief da alles aus dem Haus spazieren, nun da konnt ich vors erste alles schwarze Geräth zusammensuchen, denn obschon ich am Samstag die reine Wäsche ausgeteilt hatte, so war mir

die schmutzige nicht ausgeliefert worden. Dann hatt ich auch Gelegenheit einmal die Fensterscheiben wieder hell zu putzen in denen Gelehrter und Studierkabinetten, dann untersucht ich die Stuhlbein ob die noch ganz wären, denn es wär ein Wunder gewesen; denn meine Kinder machten mit ihren Schulkameraden die tollste halbschreiende Gefährlichkeiten mit denen Tisch und Stuhl, sie bauten Thürme und spielten Festungsbelagerung, und stürzten Hals über Kopf mit samt so einem unterminirten Thurm herunter, und ich konnt Gott danken, wenn die Glieder ganz waren, und gern die wackeligen Glieder der Möbel wieder in Leim bringen. Nun ging ich also während Alles in der Kirch war, herum mit dem Wischlappen, dem Besen und der Leimpfann. — Manchmal ging ich denn auch in die Kirch den Nachbarsleuten zu Gefallen — aber weil ich den Herrn Prediger auswendig konnt, so hielt ich am heiligen Ruhetag während der Predigt immer mein Ruhestündchen, aber geruht habe ich eigentlich doch nicht, das liegt mir nicht im Blut, sondern nur wegen meiner Ungeduld durch dem Prediger seine unendliche Lüneburger Haide zu kommen, überlegte ich: Was wirst du noch alles einrichten heut? Also — erst wann du nach hause kommst, werden die silbernen Leuchter vorgenommen — blank gepußt mit Kreide und Branntwein, wird derweil ein Bügeleisen ins Feuer gelegt, und die Manschetten aufgebügelt von den Sonntagshemden. Zweitens und drittens wird auf dem Boden untersucht ob die Mäus sich allenfalls wieder Löcher gebohrt haben in die Schwarzgeräthkammer. Drittens werden die Wäschmahne gezählt, denn lezt sind sie verlehnt



worden und ich glaub ich hab sie noch nicht wieder gekriegt, und dann müsse die Wäschleinen auch gezählt werden. — Dann, in der Bodenkammer, wo die Äpfel auf dem Stroh liegen, da müssen die schöne Borstorffer all umgelegt werden, damit sie nicht anstoßen. Dann wird der Mittag herbeikommen; aber gleich nach Tisch, wemms nehmlich keine Zeit mehr vor Tisch ist, da werd ich mir alle Bouteillen mit Wein dritthalbhundert an der Zahl umlegen, und da werd ich mir Siegellack mit in den Keller nehmen, und das große Wappensiegel, und werd alle leere Flaschen verpetschieren und unser Wappen drauf drücken, wenn dann der Dieb kommt und trinkt eine Flasche aus, und behaupt die sei leer gewesen, so sag ich: Nein! die leeren Bouteillen werden allemal verpetschiert, und da diese Flasche unversegelt leer ist, wer hat sie gesoffen? — so steht er da und kann keine drei zählen. Und so kann mir also in Zukunft keiner mehr den Wein austrinken. — Das war nun ein solcher Hauptgedanken, daß ich die größt Ungeduld bekam die Kirch zu verlassen und alles ins Werk zu richten. — Nun dann war auch der Herr Pfarrer gewöhnlich fertig mit seiner Red, die nicht weniger unbedeutend war von dem studierten Mann als was ich derbei überlegt hatte, oder lieber gar zum wenigsten nicht so brauchbar für die Seele die zu wecken, als mich die meinigen Überlegungen allert machten, mein Hausstand auf den Trapp zu bringen. — Nun zog man in Compagnie aus der Kirch, mit den Sonntagsandrieng und den neuen Enveloppen und dem hohe Stelzercher an den Füßengings Klippklapp nach Haus, und da war dann

unterwegs eine Unterhaltung mit den Madamen über die gottselig Red aber auch über allerlei andre Dinge. — Nun! sagt ich, die Predigt war halt wie dem Herrn Prediger der Schnabel gewachsen ist, und so haben wirs uns müssen gefallen lassen. — Ach! sagten die Leut, Sie sind eine böse Frau, Sie sind immer nicht zufrieden und wann der Herr Pfarrer in noch einem so heftigen Eifer ist. — Die Frau Rath war aber keine böse Frau, sondern sie meinte: hätt der Herr Pfarrer von Jugend auf denken gelernt, daß heißt laufen ohne Krücken, so würde er wohl als sich hin verlaufen haben wo's der Müß werth ist was Neues davon zu hören, und würde sich jetzt ganz geläufig auch andere Wege wagen, und würde neue Sachen und Anschauungen vorbringen die übereinstimmen mit dem Traum den die Seel in ihrem Dufel fortträumen muß, um nur nicht ganz zu verkommen in der nüchternen, seinsollenden Geistesnahrung, denn was dem Esel Papierschnippel wär statt Distel und Hecksel, das ist der Seel so eine herumgekaute Predigt vom Herrn Pfarrer, der sich mit alle Viere an das Dogma anhält, ei so mag er noch so sehr kauen uns es zu einem Brei verarbeiten, es bleibt halt immer papier maché, man kann allerlei draus drehen daß es nach was aussieht, aber es ist nur Tand und keine Seelennahrung und kein Geisteswachsthum. Und da war meine Erfindung die ich machte, derweil er vom Wort Gottes vorgeben muß zu predigen, wie ich die Spitzbuben wollt hinters Licht führen die mir meinen Wein austrinken, allemal eine viel gemeinnützigere Haushaltungsregel.

Auch ihr „Wolfgangerl“ stellte beizeiten seine

Anforderungen. „In seiner Kleidung war er nun ganz enseßlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Überrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu; auf den zweiten einen Frack, seidene Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe usw.; auf den dritten kam alles andere nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zum Gala. Kam ich nun am anderen Tage hinein, da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefeln auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andere dort; da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder ins Gleis.“ Zu Pfingsten schritt er dann in den neuen Sommerkleidern gravitatisch einher, die ihm die lieben Eltern hatten auf das Fest machen lassen, in den Schuhen von sauberem Leder mit großen silbernen Schnallen, den feinen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Serge, dem Rock von grünem Berkan mit goldenen Belleten und der goldstoffenen Weste „aus des Vaters Bräutigamsweste geschnitten, frisiert und gepudert, so daß ihm die Locken wie Flügelchen vom Kopf standen“, wie auf dem Seekaschen Bilde, mit jenem Gang und jener Haltung, die auch später zuweilen die Welt in Verwunderung setzte, wenn der Dichter des Werther als sich steif tragender „Herr Geheimrat“ auftrat. Einst neckte ihn ein Freund, wie die Mutter erzählt, mit seinem Geradehalten, und wie er sich so sonderbar vor den anderen Knaben auszeichnete.

Aber unbeschämt antwortete er: „Hiermit mache ich den Anfang und später werde ich mich mit noch allerlei auszeichnen.“

Solche Worte bewahrte die Mutter als Kreditbrief auf eine große Zukunft sorgfältig in ihrem Gedächtnis auf; und während in dem früh verschlossenen Gemüt des Kindes die ersten merkwürdigen Lebenserfahrungen erwachsen, das Erdbeben von Lissabon ihn an Gottes und der Familienstreit um Friedrich den Großen ihn an der Menschen Gerechtigkeit etwas irre werden ließen, während aus einer für ein Kind erstaunlich kühlen Beobachtung der erste Keim der Nichtachtung des Publikums erwuchs und die Märchenwelt der Mutter im Puppenspiel Gestalt gewann, erwog sie unter ihrer Arbeit gedankenvoll, was ihrer Seele verheißen war.

Über diesem glücklichen Zustand zogen sich schon Wolken zusammen. Die Freie Stadt, von deren Größe und Herrlichkeit die alte Frankfurterin noch als Greisin begeistert redet, vor deren „Territorium selbst der Kaiser allemal Halt machen muß und im Lager unter freiem Himmel mußte kampieren, bis in den Mauern ausgemacht war, ob wir ihn wollten oder nicht“, befand sich urplötzlich in den Händen der Franzosen. Fast kein Haus blieb ohne Einquartierung. Auch der Rat, begeisterter Verehrer Friedrichs des Großen und geschworener Franzosenfeind, mußte in sein kaum im Umbau vollendetes Haus fremdes Militär aufnehmen. —

„Wäre es ihm jedoch möglich gewesen, die Sache leichter zu nehmen,“ beklagt sich Wolfgang, „da er gut französisch sprach, und im Leben sich wohl mit Würde und Anmut betragen konnte, so hätte er

sich und uns manche trübe Stunde ersparen mögen; denn man quartierte bei uns den Königsleutnant, der, obgleich Militärperson, doch nur die Zivilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldsachen und Handel zu schlichten hatte. Es war Graf Thorane (eigentlich Thoranc), von Grasse in der Provence, unweit Antibes, gebürtig, eine lange, hagre, ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen, feurigen Augen und von einem würdigen, zusammengenommenen Betragen. Gleich sein Eintritt war für den Hausbewohner günstig. Man sprach von den verschiedenen Zimmern, welche theils abgegeben werden, theils der Familie verbleiben sollten, und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, ob es schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen. Er hatte an diesen Dingen eine übergroße Freude, bezeugte sich gegen den ihn begleitenden Vater auf das verbindlichste, und als er vernahm, daß die meisten Künstler noch lebten, sich in Frankfurt und in der Nachbarschaft aufhielten, so versicherte er, daß er nichts mehr wünsche, als sie baldigst kennen zu lernen und sie zu beschäftigen.

„Aber auch diese Annäherung von seiten der Kunst vermochte nicht die Gesinnung meines Vaters zu ändern, noch seinen Charakter zu beugen. Er ließ geschehen, was er nicht verhindern konnte, hielt sich aber in unwirksamer Entfernung, und das Außerordentliche, was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringste Kleinigkeit unerträglich.

„Graf Thorane indessen betrug sich musterhaft. Nicht einmal seine Landkarten wollte er an die

Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, still und ordentlich; da den ganzen Tag und einen Teil der Nacht nicht Ruhe bei ihm ward, da ein Klagen-der dem andern folgte, Arrestanten gebracht und fortgeführt, alle Offiziere und Adjutanten vorgelassen wurden, da der Graf noch überdies täglich offene Tafel hielt: so gab es in dem nicht übermäßig großen, nur für eine Familie eingerichteten Hause, das nur eine durch alle Stockwerke unverschlossen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Gesumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich alles sehr gemäßigt, ernsthaft und streng zuing.

„Zum Vermittler zwischen einem verdrießlichen, täglich mehr sich hypochondrisch quälenden Hausherrn und einem zwar wohlwollenden, aber sehr ernstern und genauen Militärgast fand sich glücklicherweise ein behaglicher Dolmetscher, ein schöner, wohlbeleibter, heiterer Mann, der Bürger von Frankfurt war und gut französisch sprach, sich in alles zu schicken wußte und mit mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten nur seinen Spaß trieb. Durch diesen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bei dem Gemütszustande Ihres Gatten vorstellen lassen; er hatte die Sache so klüglisch ausgemalt, das neue noch nicht einmal ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Besitzers, die Beschäftigung mit der Erziehung seiner Familie, und was sich alles sonst noch sagen ließ, zu bedenken gegeben; so daß der Graf, der an seiner Stelle auf die höchste Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz setzte, auch hier sich als Einquartierter musterhaft zu betragen vor-

nahm und es wirklich die einigen Jahre seines Dableibens unter mancherlei Umständen unverbrüchlich gehalten hat.

„Meine Mutter besaß einige Kenntniss des Italienischen, welche Sprache überhaupt niemand von der Familie fremd war; sie entschloß sich daher sogleich französisch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetscher, dem sie unter diesen stürmischen Ereignissen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte und der nun auch als Gevatter zu dem Hause eine doppelte Neigung spürte, seiner Gevatterin jeden abgemüßigten Augenblick schenkte (denn er wohnte gerade gegenüber) und ihr vor allen Dingen diejenigen Phrasen einlernte, welche sie persönlich dem Grafen vorzutragen habe; welches denn zum besten geriet. Der Graf war geschmeichelt von der Mühe, welche die Hausfrau sich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern, geistreichen Zug in seinem Charakter hatte, auch eine gewisse trockne Galanterie gern ausübte, so entstand daraus das beste Verhältniß, und die verbündeten Gevattern konnten erlangen, was sie wollten.

„Wäre es, wie schon gesagt, möglich gewesen den Vater zu erheitern, so hätte dieser veränderte Zustand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die strengste Uneigennützigkeit; selbst Gaben, die seiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das Geringste, was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können, wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewiesen; seinen Leuten war aufs strengste befohlen, dem Hausbesitzer nicht die mindesten Unkosten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern reichlich vom Nachtsche mitgeteilt. Bei dieser Gelegenheit muß ich, um von

der Unschuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, daß die Mutter uns eines Tages höchlich betrübte, indem sie das Gefrorene, das man uns von der Tafel sendete, weggoß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sei, vertragen könne.“

Immerhin schien alles einen guten Fortgang zu nehmen, als der Anmarsch der Alliierten der Stadt die Hoffnung auf Entsetzung brachte. Man hatte, wie Goethe erzählt, von der Tapferkeit der Franzosen eine höchst geringe Vorstellung, und der alte Goethe wiegte sich mit großer Sicherheit in der Freude, nunmehr die lästige Einquartierung los zu werden. Elisabeth dagegen geriet in begründete Sorge. Nachdem schon der Krieg den ärgsten Zwiespalt in die Familie getragen, Schwiegervater, der Stadtschultheiß, und Tochtermann sich fast ans Leben gekommen und die Gemüther der Männer in solche Erregung geraten waren, daß sogar der Respekt vor dem Vater der Frau der ehrenrührigsten Beschuldigung des Konspirierens mit den Franzosen gewichen war, legte sich der sonst so gefassten Frau die Furcht beklemmend aufs Herz. Bei dem cholertischen Charakter ihres Mannes fürchtete sie allerlei Unbestimmbares, und die beruhigenden Worte Thoranes fielen auf keinen empfänglichen Boden. In ihrer Angst verfiel sie, wie übrigens öfter in entscheidenden Momenten, wo der billige Trost, den die Welt geben kann, versagte, auf die herrnhutische Gewohnheit, mit der Stricknadel eine Bibelstelle aufzuschlagen, und „erhielt eine für die Gegenwart wie für die Zukunft sehr tröstliche Antwort“.

Der Karfreitag wurde ein Tag der Trauer. Die Schlacht tobte nicht weit von den Toren, und Wagen auf Wagen führte Verwundete und Sterbende nach Frankfurt hinein. Der Rat Goethe beschloß, den vermeintlichen deutschen Siegern entgegenzugehen. Auf seinem Grundstück vor dem Friedberger Thor war alles ruhig und still; er wagte sich bis zur Bornheimer Heide, wo ihm die Kugeln um den Kopf pfliffen und er von Flüchtigen erfuhr, daß der Sieg auf französischer Seite sei. Voller Zorn kehrte er nach Hause zurück, schloß sich in sein Zimmer ein und verweigerte das Essen. Graf Thorane kam indessen zurück, wurde von Cornelia und Wolfgang mit Glückwünschen an der Tür empfangen und ließ die Kleinen mit Konfekt und süßem Wein bewirten. Die Mutter konnte die Kinder, die durchaus den Vater an ihrem herrlichen Mahl teilnehmen lassen wollten, kaum beruhigen.

Während sie als gute Hausfrau bekümmert den Hunger ihres Gatten erwog, der seinen gereizten Zustand gewiß nicht liebenswürdiger gestaltete, ordnete sie ein Abendessen für ihn an. Sie wagte nicht, es ihm auf sein Zimmer zu schicken, denn Gewohnheitsmensch, der er war, hätte sie durch derartige „Unordnung“ seine Verstimmung nur gesteigert. Endlich ließ er sich auf langes Bitten herbei, herunter zu kommen. Die Treppe führte an den Zimmern des Grafen Thorane vorbei, vor denen eine Menge Leute sich drängte. In dem Augenblick, als der Hausherr vorüberkam, trat Thorane heraus, schüttelte ihm die Hände und sagte, obwohl ihm die Gesinnung Goethes nicht unbekannt war, in der Freude des Siegers: „Ihr

werdet uns und Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so gut abgelaufen ist.“ Der Wütende versetzte, ohne an sich zu halten: „Ich wollte, sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen.“

Thorane, selbst ein Mann von heftigem Temperament, obwohl durch Erziehung und Stellung an Haltung gewöhnt, fuhr ihn schäumend vor Zorn an: „Dies sollt Ihr büßen!“ und zog sich sofort in sein Kabinett zurück. Der Rat aber, befriedigt, für seine üble Laune ein Ventil gefunden zu haben, betrat das Speisezimmer und begann zu essen. Nach kurzer Zeit rief man die Hausfrau heraus: Der Königsleutnant hatte befohlen, den Rat auf die Wache zu führen.

Die Stadt befand sich im Kriegszustand; das Kriegsrecht galt. Der Sieger dekretierte seine eigenen Gesetze. Selbst wenn es nicht zum Schlimmsten gekommen wäre, hätte der von Goethe zu erwartende wütende Widerstand die bösesten Folgen zeitigen können. Während jener als Dolmetscher fungierende Hausfreund bei Thorane eindrang und alles aufbot, die Zurücknahme des Befehls zu erreichen, war die unglückliche Frau bemüht, den Adjutanten noch wenige Augenblicke von der Vollziehung des Verhaftbefehls abzuhalten. Oben schliefen schon die Kinder, um deren Vater, um deren Erbe es ging, und drinnen, nur durch eine Tür getrennt, befand sich der aufgeregte Mann, der jeden Augenblick heraustreten konnte und, wie er schon gegen den Schwiegervater den Degen gezogen hatte, sich nicht besinnen würde, auch jetzt ein gleiches zu tun und sich ins Verderben zu stürzen.

Nach schrecklichen Minuten der Angst kam der Dolmetscher mit der Verzeihung des großmütigen Feindes die Treppe herab.

Einige Zeit darauf verließ der Graf das Haus, und die alte Ordnung begann wieder einzuziehen.

Aber bald sann der beschäftigungslose Hausherr auf neue Unbequemlichkeiten, indem er auf die äußerst umständliche und lästige Zucht von Seidenraupen verfiel, womit er Frau und Kindern „böse Stunden“ machte. Nachdem diese Liebhaberei abgetan war, kamen die römischen Prospekte an die Reihe, die die Kinder in einem außerordentlich schwierigen und langwierigen Verfahren bleichen mußten.

Die großen Kupferstiche wurden nämlich auf Bretter gespannt, angefeuchtet, vor den Mansardenfenstern aufgestellt und mußten beständig feucht gehalten werden. Das Werk lobte zwar den Meister, gereichte aber den Kindern wegen der unablässigen Beobachtung der Blätter zur „höchsten Qual“.

Er hatte übrigens auch erfreulichere Neigungen.

Sparsam wie alle Kapitalisten, fast zum Geiz geneigt, erlaubte er sich nicht leicht eine Ausgabe, die, wie der Sohn sagt, durch den augenblicklichen Genuß sogleich wäre aufgezehrt worden; kaum je wäre eine Spazierfahrt unternommen oder in einem Gasthaus etwas verzehrt worden, obgleich seine Frau nichts so sehr liebte als Abwechslung und anmutige Unterbrechung des einförmigen Lebens. Zur Entschädigung versprach er ihr zur Feier der siegreichen Beendigung des Siebenjährigen Krieges eine goldene Dose mit Brillanten besetzt. Der Deckel sollte in sinnreicher Zeichnung „einen Blumenkorb, über dem

die Taube mit dem Ölzweig schwebte“, aufweisen. Nach kluger Erwägung dieser Symbolik, verständiger Erhandlung der Juwelen und sorgsamer Wahl des Meisters, dem man das Werk anvertrauen könnte, ward es bereits ein Jahr vor dem endlichen Triumph in Bestellung gegeben und Wolfgang fleißig angehalten, den gedeihlichen Fortgang zu kontrollieren.

An der Bilderpassion ihres Mannes scheint Elisabeth, in ihrem innigen Gefühl für alles Schöne, Freude gehabt zu haben.

Goethe legte zwar auch hierbei mehr Wert auf die Dauerhaftigkeit als auf das Kunstwerk an sich und wählte mit Umsicht die Tafeln von wohlausgetrocknetem, alten Eichenholz für seine Bilder aus, da er von dem Leichtsinne der Künstler, die grünes, leichtreißendes Holz zur Unterlage von Kunstwerken nahmen, düstere Vorstellungen hatte. Die Leinwand verdammt er als unsolide überhaupt, und vor die Wahl gestellt, ein schönes oder ein häßliches Bild zu erstehen, wählte er ohne Wanken das weniger schöne, wenn es auf gutes, altes Holz gemalt war. Etwas hat Elisabeth davon profitiert. Denn als sie mit dem Sohn über die Arrangierung des überflüssigen Gerätes nach dem Hausverkauf verhandelt, erinnert sie sich, daß von dem Familienbild „See- kazens“ wenn auch ohne Kunstwert, doch außer „der Rahme noch das Brett zum übermahlen tauglich wäre“.

Die Zeit verging. Die Kinder wuchsen heran.

Saß vierzehnjährig fühlt der frühreife Knabe zum erstenmal seinen kleinen Feind, Amor, die Flügelchen bewegen. Die Umstände der Gretchenperiode sind zu bekannt, um des längeren erzählt zu werden.

Elisabeths Entsetzen und Angst waren groß. Wenn sie, um Ruhe und Frieden zu halten und die Gespenster des Mißmutes, die den gereizten Mann ohnehin so oft quälten, nicht heraufzubeschwören, allerlei Streiche des Sohnes vertuscht, selbst nächtliches Ausbleiben, im festen Vertrauen auf „die Unschuld seines Übermutes“, verschwiegen hatte, so schien dieser geliebte Sohn, an den sie so fest geglaubt hatte, jetzt ein lockerer Zeisig geworden zu sein, dem in schlechter Gesellschaft wohl war und der das ehrenvolle Zutrauen in seine höhere Art in einer Weise mißlohnt hatte, daß die Strenge der Gesetze in Anwendung kommen zu sollen schien. Verstört und ängstlich — man konnte ihr ja leicht ansehen, wenn sie sich irgendwie bedrängt fühlte — ertrug sie den gerechten Zorn des Vaters. Oben in der Mansardenstube, die Wolfgang nachmals gezeichnet hat, in dem früher Thorane das Atelier für die von ihm beschäftigten Künstler eingerichtet hatte, lag er, lag ihr liebstes Kind auf den Dielen und raste allen Jammer seiner jungen Schmerzen aus, und sie durfte nicht hinauf. Kaum daß Cornelia einmal zu ihm schlüpfte, um ihm Bericht zu erstatten über den Stand der Sache und seine gerechtfertigte Unschuld. Es war ja nicht gekränkte Ehre, sondern der erste Schmerz um die Geliebte seiner knabenhaften Jugend, die man ihm entriß; und die Erschütterung war so groß, daß er, bei dem die Leidenschaft für die Frau stets einen so breiten Raum einnahm, auch körperlich heftig erkrankte. Weder der „kräftige Trost“ der selbst getrösteten Mutter, noch die Verzeihung des eines besseren belehrten Vaters mochten viel helfen.

Mit Recht schließt Goethe mit der volkslied-schönen Gestalt des armen Bürgermädchens den ersten Teil seiner Lebensbeschreibung ab. Es ist das einschneidendste und für sein ganzes späteres Leben bedeutungsvollste Erlebnis seiner Jugend.

Das Stadium des Lebens beginnt, vor dem den Müttern so hängt, wo nach „dem Willen der Natur, um für ihr eigen Selbst zu leben“ die Kinder von den Eltern sich lösen.

Ihr Kind, der größte und wahrste Inhalt ihres Lebens „verliert seine unbewußte Glückseligkeit“. In jenen „schönen, belaubten Hainen, die sich zwar nicht weit und breit in der Gegend erstrecken, aber doch immer von solchem Umfang sind, daß ein armes verwundetes Herz sich darin verbergen kann, in der größten Tiefe des Waldes, bei den ältesten Eichen und Buchen“ weint der Sohn einen Schmerz aus, den das erwachende Selbstgefühl am mütterlichen Herzen auszuweinen dem Jüngling verbietet. Zum erstenmal kommt der Augenblick, wo das ungesprochene: Weib was habe ich mit dir zu schaffen? — auch ihr wie ein Schwert durch die Seele geht. Es kommt die Zeit, in der Jugend zu Jugend sich gesellt, weil jene Sprödigkeit und Keuschheit des Gefühls, die die erwachende Seele schön macht, vor dem treuesten Herzen sich zu offenbaren eine Scheu empfindet und lieber Fremden sich zuwendet. Neben dem Hofmeister, an den er sich leidenschaftlich anschließt, fällt sein ganzes Herz der Schwester zu. —

In glücklichen Ehen, in denen die Gattin Geliebte bleibt, pflegt sich das Herz der Mutter doch nicht mit so ausschließlicher, leidenschaftlicher Inbrunst dem Kinde zuzuwenden.

Aber wie stand die Sache hier?

„Ein zwar liebevoller und wohlgefinnter, aber ernstest Mann,“ sagt Wolfgang, „der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüt hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eiserne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zweck gelangen möchte, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter fast noch Kind, welche erst in und mit ihren beiden Ältesten zum Bewußtsein heranwuchs; diese drei, wie sie die Welt mit gesundem Blick gewahr wurden, lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend.“ Ein solcher in der Familie schwebender Widerstreit vermehrte sich mit den Jahren. Der Vater verfolgte seine Absicht unerschütterter und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle und Wünsche nicht aufgeben.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Bruder und Schwester sich fest aneinander schlossen und sich an die Mutter wandten, um die im Ganzen versagten Freuden wenigstens einzeln zu erhaschen.

Dazu lese man jene klassische Schilderung des geschwisterlichen Zusammenseins:

„Wie in den ersten Jahren Spiel und Lernen, Wachstum und Bildung den Geschwistern völlig gemein war, so daß sie sich wohl für Zwillinge halten konnten, so blieb auch unter ihnen diese Gemeinschaft, dieses Vertrauen bei Entwicklung physischer und moralischer Kräfte. Jenes Interesse der Jugend, jenes Staunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnliche Gestalten einkleiden,

alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüstern als aufklären, wie ein Nebel das Thal, woraus er sich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, teilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, ins klare treten wollten, nur immer gewaltiger auseinanderhielt.

„Ungern spreche ich dies im allgemeinen aus, was ich vor Jahren darzustellen unternahm, ohne daß ich es hätte ausführen können. Da ich dieses geliebte unbegreifliche Wesen nur zu bald verlor, fühlte ich genugsamen Anlaß, mir ihren Wert zu vergegenwärtigen, und so entstand bei mir der Begriff eines dichterischen Ganzen, in welchem es möglich gewesen wäre, ihre Individualität darzustellen: allein es ließ sich dazu keine andere Form denken als die der Richardsonschen Romane. Nur durch das genaueste Detail, durch unendliche Einzelheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und, indem sie aus einer wunderbaren Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser Tiefe geben; nur auf solche Weise hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzuteilen, denn die Quelle kann nur gedacht werden, insofern sie fließt. Aber von diesem schönen und frommen Voratz zog mich, wie von so vielen andern der Tumult der Welt zurück, und nun bleibt mir nichts übrig, als den Schatten jenes seligen Geistes nur, wie durch Hilfe eines magischen Spiegels, auf einen Augenblick heranzurufen.“

So sah die Mutter sich, obgleich ihre Kinder äußerlich zu ihr hielten, allmählich hinausgeschoben aus dem immer reicher sich entfaltenden jungen Leben. Indem sie im Interesse des häuslichen Friedens und der elterlichen Autorität gezwungen war, auf des Vaters Seite zu treten, entfernten sich ihre Kinder von ihr und strebten eigenen Zielen zu.

Das Verhältnis des Sohnes zum Vater entwickelte sich nach und nach beinahe zur „Impietät“, und kurz vor Wolfgangs Abgang zur Universität hatte sein geheimer Widerstand gegen den väterlichen Druck einen derartigen Umfang angenommen, daß er nach langen Jahren noch schreibt: „Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgeföhlt hat, kann nicht größer sein, als die meine war; indem ich die Tage schwinden und den Oktober herannahen sah.“ Es war sein Traum, sobald als möglich sich auf eigene Füße zu stellen und die Schwester nachzuholen — Chimäre schnellfertiger Jugend, die vom väterlichen Wechsel lebt!

Endlich kam der ersehnte Tag, und mit der Undankbarkeit seines Alters ging der Sohn in die Welt hinaus. Die Mutter hatte sich naturgemäß seine Equipierung angelegen sein lassen. Alle Sachen waren vom besten Material und gut genäht, aber von schlechtem Schnitt. Denn da Frau Elisabeth nach eigenem Geständnis nicht viel Geschmack besaß, besonders wenig Witterung für die Mode hatte und in der großen Staats- und Lebensfrage der Toilette auf den Rat erfahrener Freundinnen angewiesen war, ließ sie die Garderobenfrage für den Sohn lieber vom Vater lösen. Der Rat

hielt nach seinen trefflichen Grundsätzen der rationalen Wirtschaftsführung stets darauf, einen gelernten Schneider als Bedienten zu haben, der in seinen freien Stunden die Herrengarderobe anzufertigen hatte. Ein geschickter Schneider freilich zeigte schwerlich Lust, seinen einträglichen Beruf aufzugeben, und so entstand aus wertvollen Stoffen und Zutaten selten ein Kunstwerk, und die Herren Goethe machten bisweilen recht interessante Figuren.

In Leipzig, dem Klein-Paris, „das seine Leute bildet“, wo der feine Ton der höheren Kreise dem Neuling die treuherzig derbe Frankfurter Art als unsagbar spießhaft und überwunden erscheinen ließ, passierte dann dem Herrn Studiosus das für seine Jahre Bitterste: er wurde wegen seines Anzuges geadelt. Auf's höchste empört wechselte das Söhnchen eines so ökonomischen Vaters seine gesamte stattliche Toilette gegen wenige Stücke einer stutzerischen Mode aus. —

⌘

⌘

⌘

Wenn auch die geistige Entfremdung zwischen Mutter und Sohn schon länger bestand, so tat doch die räumliche Trennung der Mutter nicht weniger weh, zumal der Sohn in seinen Briefen ihrer fast gar nicht gedachte. Doch hat er sie durch ein schönes Gedicht — vielleicht bei der Unbedachtsamkeit seines Alters erst auf Corneliens Ermahnung hin — entschädigt.

Cornelia hätte nun der gegebene Ersatz für die Mutter werden sollen. Aber die Mutter und Tochter verband ja kein besonders inniges Verhältnis.

Cornelia war hochbeanlagt und geistig wie

körperlich dem großen Bruder ähnlich. Höchsthwahrscheinlich eine außerordentlich nervöse, sensible Natur, wie ja auch der Vater und der Bruder durchaus im modernen Sinn nervös waren. Während nun für Wolfgangs Wesen sich bald neue Ausichten, Fernblicke und Hoffnungen eröffneten, sahen sich des Vaters und Corneliens Naturen auf den kleinen Kreis angewiesen, in dem sie Tag für Tag im gleichen Trott umherliefen. Vor allem fehlte Corneliens das für eine Frau Unentbehrlichste: der unbewußte, träumende Zusammenhang mit den ewigen Gewalten, die unser Leben bestimmen, mit Gott und der Natur. Sie war überwiegend ein Mensch des Verstandes. Die Natur hatte sie ihrer Meinung nach ziemlich stiefmütterlich behandelt, da ihr die vergängliche beauté de diable der Siebzehnjährigen abging: der frische Teint und der Zauber der Jugend. Eine höchst unkleidsame Haartracht, die der unschönen Mode jener Zeit zufolge ihre überhohe Stirn freiließ, entstellte sie. Es hat etwas Ergreifendes, wenn der Bruder in der vollen Herrlichkeit seines Olympiertums dieser Dinge gedenkt, die, wie kleinlich sie immer waren, doch einer wertvollen Natur die unschuldige Freude der schönsten Jahre verkümmert haben, und bedächtig sagt: „Ich kann mir denken, daß, wenn sie, wie es die neuere Zeit eingeführt hat, den oberen Teil des Gesichts mit Locken umwölken, ihre Schläfe und Wange mit gleichen Ringeln hätte bekleiden können, sich vor dem Spiegel angenehm würde befunden haben.“ Übrigens war sie von großer, schöner und zarter Gestalt, und ihre Augen waren nicht nur nach dem Zeugnis Wolfgangs sondern auch anderer sehr schön „die

tiefsten die man jemals sah, und in besonders be-
seelten Momenten von einem Glanz ohnegleichen.“

Zudem hat sie vermöge ihres inneren Zaubers
verschiedene tiefe Leidenschaften erweckt.

Zurzeit jedoch litt sie unter der Zurücksetzung
hinter die netten, rotweißen Lärvchen, die durch
Grazie, Frische, Schelmerei und Anmut bestachen,
zu bescheiden, sich ihrer geistigen Macht bewußt
zu werden.

Sie genoß im höchsten Maß das Vertrauen ihrer
Freundinnen und war die Mitwisserin all ihrer Ge-
heimnisse, ohne selbst, wie sie glaubte, Liebe erwecken
zu können. Das gab ihrem ganzen Wesen etwas
Resigniertes, Starres und setzte sie in den größten
Kontrast zur Mutter.

Dazu war sie auch in der bemitleidenswerten
Lage, nunmehr das alleinige pädagogische Versuchs-
kaninchen des gelangweilten Vaters zu sein. Sie
lebte in einer förmlichen Knechtschaft. Jede Stunde
hatte ihre Bestimmung; jede Lebensäußerung war
ihr gewissermaßen formell festgelegt. Ihre Klugheit,
„ihr über ihr Geschlecht erhabener Geist“, ließen ihr
diese Sklaverei, in der sie nicht dumpf dahinlebte
sondern die sie in jedem Augenblick mit schmerzhafter
Klarheit empfand, desto unerträglicher erscheinen.

Die Mutter begriff dieses vom Vater trotz seiner
Marotten leidenschaftlich geliebte, weil ihm so wesens-
verwandte Kind nicht.

Das gräßliche Skelett, das in dem Hause einer
jeden Vernunftthe verborgen ist, die Gefahr, daß
der eine Teil die Eigenheiten des ungeliebten und
darum unbegriffenen anderen im Kinde nicht er-
tragen kann, trat auch trotz ihrer glücklichen Natur

erbarmungslos zutage. — Sie verstand die Tochter nicht. In der Ehrerbietung gegen das herrschende Geschlecht, den Vater, den Mann aufgewachsen, nach dem Grundsatz: „Dienen lerne beizeiten das Weib nach seiner Bestimmung“ in ihrer Jugend erzogen, ein träumendes Kind dem Gefühl unterworfen, in dem Auf und Ab eines „Himmelshoch jauchzend — zu Tode betrübt“, erschreckte sie das so ganz anders geartete Kind, das sich nicht fügen mochte und so gar kein „junges Mädchen“ war.

Anstatt eines anmutigen, lachenden, rosigen Haustöchterchens, das treppauf treppab flog und das Haus mit Helligkeit und Freude erfüllte, hatte sie ein Wesen um sich, das bei allen inneren Vorzügen und einer hohen Charakteranlage doch „ohne Glauben, Liebe und Hoffnung war“, niemand erheiterte, aber alle bedrückte.

Aus diesen unerquicklichen Verhältnissen, die bei allem guten Willen nicht zu ändern waren, flüchtete sich die Frau in die Innigkeit und Stille der Religion.

Schon früher „ermüdet von den erstarrten Formen einer Kirche, von welcher der lebendige Geist Gottes gewichen war“, hatte sie sich einer Sekte zugewandt „die wie die Gretel im Buche mitten im Lurus aufgeblüht war, von den Reiströcken, Paniens, Andriengs, culs de Paris, Fontangen, Merluchens und wie die bizarren Modenamen all zu nennen beliebt werden. Die war nach Art der Quäker; man durfte keine Schminke tragen und nichts von titulierten Kleidungsstücken. Aber über dem Singen und Beten, „in einer schläfrig näselnden Weis“ konnte sie ihre Ungeduld kaum bezwingen, und über die Inspirationen wollte ihr nichts ein-



Die Goethesche Familie.
Gemälde von Johann Konrad Seehaug.



leuchten. „Ich schwieg, wenn sie ihr ungereimtes Zeug vorbrachten“, und die Verbindung nahm dann auch ein nicht unergögliches Ende. In dieser Zeit nun, wo ihr Gemüt am meisten darbt, beginnt Fräulein von Klettenberg, „die schöne Seele“ aus Wilhelm Meister, in den Vordergrund zu treten.

⌘

⌘

⌘

Fräulein von Klettenberg, die man aus den „Bekanntnissen“ sich am besten vergegenwärtigen kann, gehörte zu den edelsten Frauen jener Zeit. Durch schwere Schläge, durch beständige körperliche Leiden geläutert, war sie zu wahrhafter „Schönheit“ der Seele herangereift und jenen heiligen Frauen der alten Kirche, die ihrem Erlöser alle eigenen Triebe geopfert haben, nicht unähnlich. Mit einigen gleichgesinnten Freunden hielt sie ein „adeliges Sonntagskränzchen“, zu dem auch Elisabeth Goethe gehörte und dem sie sich mit ihrer jugendlichen Begeisterungsfähigkeit, mit ihrem quellenden Gefühl ganz hingab. Susanne von Klettenberg wurde ihre „Ratgeberin, in deren Schoß sie alles ausschütten konnte“.

Sie konnte diesen Trost bald sehr wohl gebrauchen.

Der Sohn, der schon „nicht recht gesund“ von Hause fortgegangen, hatte durch eine unzweckmäßige Lebensweise, unrationelle Diät und „naturgemäße Bestrebungen“, mit denen man also damals wie heut viel Unheil angerichtet zu haben scheint — aus mißverstandenen Anregungen Rousseaus — Wolfgang hatte seinen „glücklichen Organismus derart verhebt“, daß die mißhandelte Natur, nachdem sie durch „widerliche Laune und krankhaften Eigensinn“ genug-

öffnet, Frau Rat.

5

sam gewarnt hatte, sich durch einen heftigen Blutsturz rächte. Wolfgang lag mehrere Tage auf Leben und Tod — und kehrte dann nach dem mit tausend Mästen vollzogenen Auszug, schwerkrank, gebrochen, gewissermaßen als Schiffbrüchiger in die Heimat zurück.

Sein jämmerlicher Zustand versetzte den cholerrischen Vater in die bitterste Enttäuschung, und „die große Lebhaftigkeit“ des Sohnes, „durch Krankheit gereizt und erhöht“, verursachte „eine leidenschaftliche Scene“. Kaum vermochte die geängstigte Mutter, der bei diesem Anblick ihres „Hätschelhans“ auch ein Schloß voll goldener Träume zusammenstürzte, zu erreichen, daß man die Erörterung allerlei mißlicher Fragen bis auf die Zeit der „körperlichen und geistigen Beruhigung“ verschob.

Die mißlichen häuslichen Verhältnisse konnten dem Heimgekehrten nicht lange verborgen bleiben. Der Vater wurde bei dem gedrückten Wesen des Sohnes heftig und bitter; und die Verhärtung der Schwester, die dem Vater nicht verzieh, daß er ihr diese traurigen Jahre lang so manche unschuldige Freude vergällt hatte, erschien Wolfgang trotz seiner eigenen Gefühle „fürchterlich“. Dem kranken Bruder wandte sie nun ihre ganze Neigung zu.

In dem Klettenbergischen Kreise hatte man Swedenborgs Offenbarungen mit lebhaftem Anteil verfolgt und sich mit Unterstützung eines gleichgesinnten Arztes, Dr. Mez, in allerlei Experimente versenkt.

Als nun Wolfsgangs Krankheit eine bedrohliche Wendung nahm und er unter großen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte, als die verzweifelte

Mutter das teure Leben, das ihr mit soviel Verheißungen zugesichert und gelobt schien, unrettbar verloren sah, suchte sie in ihrer tiefen Hoffnungslosigkeit Trost in der Schrift. Sie traf die Stelle Jeremias 31, 5: Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias, pflanzen wird man und dazu pfeifen. Und dieser Gegendruck aus der unsichtbaren Welt, mit dem sie ihre verzweifelt ausgestreckten Hände erfaßt fühlte, erfüllte ihr sonst so gar nicht heroisches Wesen mit einem Heldenmut.

In der Bedrängnis der „letzten Nöte“ des Kranken zwang sie, wie der Sohn erzählt, „mit großem Ungeßüm“ den Arzt, sein letztes und bisher angstvoll zurückgehaltenes Mittel, „das Universalmittel“ des Klettenbergischen Kreises, zu versuchen, und kaum war die Anwendung geschehen, zeigte sich eine sichtliche Besserung.

Als 74jährige Frau ruft sie sich, nachdem der Sohn wiederum eine schwere Krankheit, diesmal fern von ihr, überstanden hatte, voll Dank gegen Gott, der Verheißungen hält, ins Gedächtnis: „Ja, man pflanzt noch Weinberge an den Bergen Samaria — man pflanzt und pfeift! So offte ich was gutes von dir höre, werden alle in meinem Herzen bewahrte Verheißungen lebendig — Er hält Glauben ewiglich! Hallelujah!“

Von nun an konnte nichts ihre Zuversicht mehr irre machen, und nach so langen Jahren der Dürre, der Entbehrung und zurückgesetzten Liebe fiel ihres Sohnes Herz ihr wieder völlig zu. Sie sah ihn unter dem Einfluß der Klettenberg Teilhaber ihres Glaubens, ihres heiligsten, geistigen Besitzes werden, und alle Wonnen der früheren Zeit, da sie sein

kleines Herz an ihrem Herzen schlagen hörte, werden in ihr lebendig.

Bei seinem Fortgang nach Straßburg zeugt der erwähnte Spruch von der innigsten Seelengemeinschaft der beiden, und kaum in der Stadt des Münsters angelangt, schreibt er ihr „wundersam bewegt“, wie er als Omen für ein Leben, von dem der nun Mann Gewordene „abtut, was kindisch war“, das neue Wort der Verheißung findet:

Mache den Raum deiner Hütten weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung. Spare sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken!

Worte, die die Mutter im Herzen bewegt und die ihr nach dreißig Jahren herrlich sind wie am ersten Tag.

Was der Straßburger Aufenthalt für unsern größten Dichter bedeutet, ist bekannt. Körperlich durch den heftigen Ausbruch der lange angesammelten Krankheitsgifte verjüngt und erfrischt, durch seinen Aufenthalt in Leipzig mit größerer Weltkenntnis vertraut und geistig gestärkt und geadelt durch „die erhabenen Gefühle, die die Religion in aufrichtigen Herzen erweckt“, erscheint er in Straßburg zuerst als „der junge Goethe“, wie er allen deutschen Herzen teuer ist: der Götterjüngling, die Locken im Sturmwind des Lenzes, die schwarzen Augen voll Gewalt zu lösen und zu binden, vom Genius mit Feuerflügeln „über'n Schlammmpfad gehoben“:

Pnythion tödend, leicht, groß,
Pnythius Apollo.

Und während der Sohn immer „göttergleicher“ sich entfaltet, während die Herrlichkeit des vergangenen Deutschland, die Naturgewalt Shakespeares und die Hoheit der Antike zu ihm zu reden beginnen, während Herders feuriger Genius die alamodischen Sezen Gottscheds und Gellerts von den reinen Gliedern seiner göttlich nackten Muse wegweht, das Volkslied wie Morgenrot, schön, verheißungsvoll, über seinem Himmel aufgeht und die schmerzlich süße Idylle von Sesenheim sein Herz gefangen nimmt, bleibt die Mutter zurück in der Enge, die ihr lebendiger Geist weit und reich zu machen verstand.

⌘

⌘

⌘

Als erster Vorbote erlauchter Gäste, die das Haus am Hirschgraben beglücken sollten, erscheint Herder, ein Mann, dessen Ruhm die deutschen Grenzen füllte, und Wolfgang ist der Inhalt ihrer Gespräche. Endlich stattlich in den wohlverdienten Ehren des Doktorhutes, im Herzen aber die schmerzliche Erinnerung an „das schönste Herz, das er in seinen Tiefen verwundet“, kehrt der Sohn heim, und zwar in Begleitung eines harfspielenden Knaben, an dem er Gefallen gefunden und den er zur Messe mitbrachte, überzeugt, die Mutter würde auch diesen Gast trefflich versorgen. Die umsichtige Frau, im richtigen Vorgefühl der ratsherrlichen Gesinnung, brachte den kleinen Landfremden in der Nachbarschaft bei guten Bürgersleuten unter und dachte nicht, daß sie diese Kunst des Ausgleichens und Vertuschens in der nächsten Zeit noch nötiger haben würde.

Denn der alte Herr bei all seiner ehrenhaften

Philistosität, konnte allem guten Willen zum Trotz nicht immer mit dem genialen Sohn Schritt halten.

Der Geist des Frühlings kommt mit Brausen über das alte, verwunderte Haus, quellend, bandensprengend, lebenjauchzend. Lenzstürme fegen über seine Giebel und lassen Perücken, Urväterstaub und „wurmzernagt Papier“ hochauf flattern. Es ist, als ob die Natur aufmerkt und fühlt, daß der Genius in seiner schönsten Gestalt, in götterstarker Jugend naht. Die weesenlosen Dinge enthüllen ihren verborgensten Zauber.

Die alte Stadt wird schön, wenn „die Nacht vom Morgen herauf nach Nord und Süd um sich gegriffen hat und nur noch ein dämmernder Kreis von Abend herauf leuchtet“, und der junge Goethe steht stundenlang auf der Brücke und schaut hinab auf die „düstre Stadt zu beiden Seiten, den still leuchtenden Horizont, den Widerschein im Fluß“. Sie ist schön, wenn der Christtag heraufsteigt und in allen Köpfen ein Widerschein der Herrlichkeit des Himmels aufglänzt. Dann liegt er und lauscht: „Der Türmer hat sein Lied schon geblasen: Gelobet seist du Jesus Christ. Ich wachte darüber auf. Die Torfschließer kommen vom Bürgermeister und rasseln mit den Schlüsseln. Das erste Grau des Tages kommt mir über des Nachbars Haus, und die Glocken läuten eine christliche Gemeinde zusammen. Ich habe diese Zeit des Jahres gar lieb, die Lieder, die man singt und die Kälte, die eingefallen ist, machen mich vollends vergnügt.“ — Er geht über den Markt und sieht die vielen Lichter und Spielsachen. „Und nachher hatten wir einen schönen Abend zusammen, wie Leute, denen das Glück ein großes Geschenk

gemacht hat, und ich stieg ein, den Heiligen im Himmel dankend, daß sie uns Kindern Freude zum Christ bescheren wollen.“ Und welche herrlichen Sonnentage bringt er auf dem „bedeckenden Kristall“ des Main zu, bis zum späten Abend über die nächtlichen, weiten, funkelnden, überfrorenen Wiesen fahrend, über denen aus Wolken der Vollmond hervortritt, „wenn die Nachtluft unserem Lauf entgegenäufelt.“

Dann kam wohl die Mutter angefahren, stattlich im roten Samtpelze, der auf der Brust mit starken goldenen Schnüren und Quasten zusammengehalten war, umringt von den jungen Freundinnen Corneliens, die schwarzäugige Maxe Brentano, Bettinens Mutter, neben sich, und sah ihrem schönen Jungen nach, dem der Puder aus den braunen Haaren geflogen war, rotwangig von der herrlichen Bewegung. „Geb' Sie mir, liebe Mutter, Ihren Pelz,“ ruft er ihr zu, „denn mich friert grimmig.“ „Du wirst ihn doch nicht etwa anziehen wollen?“ „Freilich will ich ihn anziehen.“ Da bedenkt sie nichts weiter, und im Augenblick hat er den Pelz an, der „purpurfarb“, mit Zobel verbrämt, mit Gold geschmückt „zu der braunen Pelzmütze nicht übel kleidet“.

„Er schlägt die Schleppe über den Arm und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eis,“ erzählt die Mutter. „Bettina, wenn du ihn gesehen hättest! So was Schönes gibt's nicht mehr; ich klatsche in die Hände vor Lust. Mein Lebtag seh ich ihn noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus- und den andern wieder hereinlief und wie der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug.“

Er lebt auch, als der Frühling kommt, „hohe, heilige Morgen“ voll Karfreitagszauber, wo der Mandelbaum unter seinem Fenster blüht und die Hecken grün stehen unter dem herrlichen Himmel. —

Alles schien sich freundlicher gewandt zu haben. Cornelia hatte einen Kreis von liebenswürdigen Freundinnen um sich gesammelt, die wiederum junge Leute des Frankfurter Patriziats ins Haus gezogen hatten. Unter so viel Jugend war die Frau Rat in ihrem Element. Neben Wolfgangs alten Freunden, Horn und Riese, treten die Gebrüder Schlosser, Hieronymus und Georg, hervor, zwei junge Juristen von gründlicher Bildung und vielfachen literarischen Interessen, die dem Sohn des Hauses die Bekanntschaft Mercks vermitteln. Auch Frau Rat kam zu diesem jungen Mann in ein vortreffliches Verhältnis, was bei den mephistophelischen Anlagen dieses durchdringend klugen und kritischen Geistes besonders hoch angeschlagen werden muß. Zu dem Darmstädter ästhetischen Zirkel Mercks, „der Gemeinschaft der Heiligen“, für den Wolfgang schwärmte, in den er auch Cornelian einführte und in dem die gefühlsüberfrachtete Wertherstimmung recht eigentlich lebendig war, fühlte sich die gesundempfindende Frau dagegen gar nicht hingezogen. Denn sie, die ihr tiefes und lebendiges Gefühl unter einem oft derben Benehmen und burlesken Reden verbarg, konnte alle diese unverhüllt zur Schau getragenen, wohl auch nicht selten unwarren Empfindungen nicht ausstehen. Ebenjowenig ist sie Mercks berühmter Freundin, Sophie von Laroche, näher getreten, obwohl Wolfgang diese mit ungestümer Verehrung übersättete. Später unter dem Einfluß

Frau von Steins edler „Simplizität“ zu anderer Anschauung gelangt, hat er sich mehr und mehr der Ansicht der Mutter zugeneigt und zuweilen einen recht herben Hohn für die gefühlvolle Freundin Wielands gehabt. Jedenfalls verdrängte wiederum Jugend das Alter aus dem Herzen der Jugend, und der anregende Verkehr mit den Freunden des Sohnes mußte die Mutter wieder dafür entschädigen, daß ihr Wolfgang oft wochenlang „auf der Straße“ zwischen Darmstadt und Frankfurt lebte, in einem Gasthof der Fahrgasse speiste, ohne der sonst begeistert gerühmten mütterlichen Leberwurst mit Blaukohl, des köstlichen Wildbratens und der Geleepastete zu gedenken, oder wenn er, im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch in der „streichenden“ Februarluft schon den Frühling ahnend, wie ein Bote durch Täler, Höhen, Wälder und Gefilde, seltsame Hymnen leidenschaftlich vor sich hinsingend, zwischen jenen Städten hin- und herwanderte.

Der Vater hielt für nötig, daß der Sohn, wie er selbst einst, am Reichsgericht zu Weylar seiner juristischen Bildung den Abschluß gäbe.

Dort haben wir uns die Konzeption jener reizenden Werthersituationen zu denken, die sich dem Stift des Künstlers geradezu aufdrängen. Im heiteren Kreis der dortigen Tischgenossen empfing Wolfgang wegen seiner Verehrung für den biederen deutschen Altvater den Beinamen Götz von Berlichingen, der Redliche. Denn schon lange trug er die Idee zu seinem Götz mit sich herum, seit er nämlich in einem juristischen Werk von Pistorius: Ursprung der Fehden „etliche Spuren“ gefunden. „Eines Abends,“ er-

zählt die Mutter, „kam mein Sohn in aufgeregter Stimmung nach Hause und erzählte mir: ‚Mutter, ich habe ein prächtiges Buch in der Bibliothek gefunden, aus dem ich ein Stück machen will. Was für Augen werden die Philister machen über den Ritter mit der eisernen Hand! Das ist etwas Herrliches — die Eisenhand.‘“ Und Goethe selbst schreibt: „Zu diesen Wirkungen, welche Tag und Nacht in mir ruhten, lagen zwei große, ja ungeheure Stoffe vor mir, deren Reichtum ich nur einigermaßen zu schätzen brauchte, um etwas Bedeutendes hervorzubringen. Es war die ältere Epoche, in welche das Leben Götzens fällt, und die neuere, deren unglückliche Blüte im Werther geschildert ist.“

Während nun die Neigung zu Lotte und die geistige Verarbeitung jener großen Probleme sein Gemüt in Anspruch nahmen, begann das innige Verhältnis zu der Schwester Ioser zu werden. „Frauen sind silberne Schalen, in welche wir goldene Äpfel legen,“ sagt Goethe gelegentlich. Cornelia lebte von dem Gedankenaustausch, in dem sie mit dem Bruder stand und der ihrem Dasein den geistigen Inhalt gab. Sie hatte das Bewußtsein, dem Bruder unentbehrlich zu sein, ein Gefühl, das ihr zum Ertragen ihres nicht leichten Schicksals not tat. Indem nun Wolfgangs Seele sich mit ganzer Gewalt dem Neuen zuwandte, wie auch später oft in seinem wechselvollen Leben, erweckte er in der Zurückgebliebenen die Empfindung, treulos von ihm verlassen zu sein. Sie hatte teilgenommen an seinen Gedanken, seine Freunde waren die ihren gewesen, von allem ward sie, wenn er abwesend war, unter-

richtet, jede Zeile ihr zuerst mitgeteilt, und an seiner gesamten Korrespondenz hatte sie teilgenommen. Jetzt, vereinsamt, beiseite geschoben um ein Paar schöner Augen willen, fühlte sie die ganze Verlassenheit einer im wahren Sinne Unverstandenen. Denn wie es eine alte Regel ist, daß die Frauen des Gefühls keinen gemeinsamen Boden mit den Frauen des Intellekts haben, führten keine Brücken von der heiteren, lebensstüchtigen Mutter zu der schwerveranlagten, dem Ernst des Lebens geöffneten Tochter, über der vielleicht schon die Ahnung eines dunklen Geschicks mit unhörbarem Flügelschlag schwebte.

In dieser Zeit geschah es, daß der junge Georg Schloffer sich ihr näherte und in ihrer Seele jenes Gefühl, das die Unschöne am heißesten beglückt, erweckte; das Gefühl, um ihrer selbst willen geliebt zu sein. Und in der That hatte der ernste, verschlossene und strenge Charakter Schloffers sich ihr mit einer Leidenschaft zugewandt, die wie ein Lavaström aus dem harten und steinigen Untergrund brach. Das Mädchen stand dieser Glut geängstigt gegenüber. Sie liebte ihn nicht, und der Gedanke an die näheren Beziehungen in der Ehe war ihrer jungfräulichen Natur „widerwärtig“. Anstatt aber dem ersten, untrüglichen Gefühl der Frau zu trauen, ordnete sie den Instinkt ihrer Natur recht nach Art der Intellektuellen dem Verstand unter und beschloß, ihn zu erhören. Es ist nicht berichtet, aber höchst wahrscheinlich, daß die Mutter kräftig zugeredet hat. Denn wie das treueste Herz das ihm Unverwandte nicht zu begreifen vermag, hielt sie wohl Corneliens Anlagen für mädchenhafte Launen und erhoffte, sie aus einer Ehe mit einem vernünftigen und ver-

mögenden Manne als wackere Hausfrau ihrer Art hervorgehen zu sehen. So fand der heimkehrende Bruder das Haus voller Freude, als er ziemlich unvermutet, um der quälenden Leidenschaft zu einem Mädchen zu entgehen, nach dem er als Ehrenmann nicht die Hand ausstrecken durfte, von Wezlar heimkam.

Wolfgang verwandte jetzt ziemlichen Eifer auf die Advokatur, und der Anteil, den der alte Goethe, ehemals ein „eleganter Jurist“, an der Tätigkeit des Sohnes nahm, seine Freude über die leichte und gewandte Arbeitskraft des Sohnes und über das Glück, das der Brautstand über das Haus verbreitete, schufen eine heitere Atmosphäre, deren die Mutter später sich noch „ofte“ mit Sehnsucht erinnerte.

Durch des Vaters fleißige Unterstützung gewann Wolfgang Muße für das Werk, das ihn beschäftigte, und unter Corneliens Beistand, die mit „Geist und Gemüt“ mithalf, entstand in der Zeit von etwa sechs Wochen der Götz. Schlosser weilte in Karlsruhe, so daß die Schwester wieder wie vordem ganz zur Verfügung des Bruders war.

Der Götz, jene begeisterte Verherrlichung altdeutscher Redlichkeit und Treue, schlug wie ein Blitz ein und trug den Namen des Verfassers durch ganz Deutschland. Vor den Augen der Mutter ging zum erstenmal die blendende Wirklichkeit schöner als ihr süßester Traum auf. Sich selbst unbewußt hatte der Sohn ihr in Elisabeth, die ihren Namen trägt, eine herrliche dichterische Statue errichtet, die neben der Mutter in Hermann und Dorothea ihrer prächtigen Lebenstüchtigkeit geweiht ist. Geist von ihrem

Geist wehte aus jeder Zeile des kraftvollen Werkes, das bis auf den Dialog, der völlig ihrem Stile gleicht, aus ihrem eigenen Herzen hätte geboren werden können. Ihren erwachenden Frühling hatten graue Schleier verhängen, und ihr Lenz war stürmisch und kühl gewesen, jetzt stand der hohe Sommertag über ihrem Scheitel und überschüttete sie mit Licht und Segen. Ihr Herz fühlte: dies war das Glück; um diese Tage zu erleben, war sie geboren worden, hatte sie gelebt, geliebt und gelitten.

Und die Sonne ihres Lebens stieg noch höher.

∞

∞

∞

Mittlerweile hatte Schloffer in Karlsruhe eine Anstellung als Regierungs- und Hofrat erhalten, und die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen die Wirklichkeit der Mutter sehr in Anspruch. Der alte Rat ist voller Zufriedenheit, und während die fürsorgliche Mutter schon bedenkt, daß es nun Wolfgangs Pflicht sei, bald einen Ersatz für die Tochter ins Haus zu bringen, die Geräte und Leinwand mustert und wohl auch schon nachdenklich in der Bodenkammer vor den alten Wiegen steht, besonders der übergroßen von Nußbaum mit Elfenbein und Ebenholz eingelegt, die sie „einst geschwankt hatte“, während sie nicht „ganz zufrieden“ scheint, wenn der verständnislose Nichtsnuß von Sohn gefühllos bemerkt, daß solche „Schaukelkasten jetzt völlig aus der Mode seien und daß man die Kinder mit freien Gliedern in einem artigen Körbchen an einem Band über die Schultern wie andere kurze Ware zur Schau trage“, schreibt Wolfgang an den Freund Kestner: „Ich lasse meinen Vater jetzt ganz gewähren, der

mich täglich mehr in Stadt- und Zivilverhältnisse einzuspinnen sucht, und ich laß es geschehen. So lang meine Kraft noch in mir ist: Ein Riß! und all die siebenfachen Bastseile sind entzwei. Ich bin auch viel gelassener und sehe, daß man überall den Menschen, überall Großes und Kleines, Schönes und Häßliches finden kann.“ —

In einer Zeit von vier Wochen, nachdem er in soviel stürmischen Tagen und Nächten, wobei immer die treue Schwester „ihn versteht und seine Grillen trägt“, ihn tausendfach durchlebt und durchlitten mit aller Glut einer leidenschaftlichen Jugend, entsteht dann jener hinreißendste, ewig junge Roman deutscher Zunge: der Werther. Nach der ungeheueren Anstrengung der Produktion erfaßt den Dichter eine tiefe Niedergeschlagenheit und Zweifel an seinem Werk, und nach einem banalen Urtheil des von eigenen Sorgen in Anspruch genommenen Merck wirft er „beinah das Manuskript ins Kaminfeuer“.

Endlich am Hochzeitstag der Schwester, während das „Haus vor freudiger Festlichkeit bewegt erglänzt“, kommt, um das Glück zu krönen, der Brief des Verlegers, der um Überfendung des Werther ersucht.

Heute in der Blasiertheit, die die Überproduktion des Mittelguts hervorrufft, können wir uns nicht mehr vorstellen, mit welcher Begeisterung man den Werther begrüßte. Eine Woge voll überströmenden Jubels rauscht auf und huldigt der unsterblichen Schönheit des Gefühls. Und wie in den Zeiten nationaler Erhebung ein Gedanke, ein Trieb die verschiedenen Stämme vereint, so jauchzt das junge Deutschland seinem neu erstandenen

Dichter entgegen. Ein Rausch kommt über das Land, der Sturmwind eines neuen Geistes segt Perücken und Zöpfe weg. Der Genius öffnet in der Zeit, in der der Volkskörper am schmachvollsten leidet, die klingenden Tore der klassischen Epoche, und von der Morgenröte verkündet, zieht das flammenhufige Gespann den strahlenden Wagen des Sonnengottes über die Schwelle.

Der junge Goethe, in der apollinischen Schönheit dieser Jahre, recht geschaffen, ein sichtbares Symbol der neuen Dichtung zu werden, fühlt nun alle Wonnen der Bewunderung und Liebe über sich kommen. Er wird zwar auch „auf mancherlei Weise bedrängt, der ungeheuren Kluft gewahr, die Autor und Leser trennt“. Aber die ehrliche Begeisterung, die vielleicht alles ersetzt, überwiegt doch bei weitem. „Jeder Mann wollte von diesem seltenen jungen Autor, der so unvermutet und kühn hervorgetreten, Kenntnis gewinnen. Man verlangte, ihn zu sehen, zu sprechen, auch in der Ferne etwas von ihm zu vernehmen. Und so hatte er einen höchst bedeutenden Andrang zu erfahren.“ Das alte Haus wurde nicht leer von Gästen.

Kestner und seine Lotte waren schon früher gekommen, jene Menschen, die Wolfgang so liebte, daß er auch der traumhaften Darstellung von dem Unglück Werthers die Fülle seiner Liebe leihen und anpassen mußte. Als Vorläufer Klopstocks erscheint, auf der Durchreise nach dem „Wunderland“ Algier, sein Freund, der Gesandtschaftssekretär Schönborn, der Frau Rat besonders lieb und wert war. Lavater kommt, der Goethe „für das größte Genie, das er kenne, erklärt“, wird im Klettenbergischen Kreise

eingeführt und gewinnt in so hohem Maß die Zuneigung der zehn Jahre älteren Frau Rat, daß ihr nach seinem Scheiden das Haus „ausgestorben“ erscheint und sie vor Wehmut keinen Abschied von ihm nehmen konnte“. Und endlich, bestrahlt von der Hoheit des „geheiligten Bardens“ erscheint Klopstock, empfangen wie ein Fürst. Allerdings enttäuschte der seraphische Sänger etwas durch affektierte Würde und die Eigentümlichkeit, nicht mit Gesprächen „über sein eigen Métier“ lästig zu fallen, enttäuschte die impulsive und allem Schönen und Großen so freudig entgegenstrebende Wirtin nicht weniger als Wolfgang.

Dagegen hatte die Mutter, der die eigene Tochter so fremd gegenübergestanden, ein rührendes Erlebnis, als der berühmte Arzt Zimmermann nach Frankfurt kam. Wie alle bedeutenden Naturen fühlte auch er sich von der tüchtigen, temperamentvollen Art der Frau Rat lebhaft angezogen, wie sie überhaupt bei ihrer kraftvollen Güte zur Vertrauten geängstigter und unausgeglichener Naturen geradezu ausersehen schien. Er ließ seine Tochter für einige Tage unter ihrer Obhut, und nun ereignete sich folgendes.

Zimmermanns Tochter konnte etwa sechzehn Jahre alt sein, erzählt Wolfgang. Schlank und wohlgewachsen, trat sie auf ohne Zierlichkeit; ihr regelmäßiges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Teilnahme darin aufgetan hätte; aber sie sah immer so ruhig aus wie ein Bild, sie äußerte sich selten, in der Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein und hatte die heitere, liebe-

volle Gegenwart dieser teilnehmenden Frau in sich aufgenommen, als sie sich ihr mit aufgeschlossnem Herzen zu Füßen warf und unter tausend Tränen bat, sie da zu behalten. Mit dem leidenschaftlichsten Ausdruck erklärte sie: als Magd, als Sklavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von dessen Härte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder sei über diese Behandlung wahnsinnig geworden; sie habe es mit Not so lange getragen, weil sie geglaubt, es sei in jeder Familie nicht anders, oder nicht viel besser; da sie aber nun eine so liebevolle, heitere, zwanglose Behandlung erfahren, so werde ihr Zustand zu einer wahren Hölle. Meine Mutter war sehr bewegt, als sie mir diesen leidenschaftlichen Erguß hinterbrachte, ja sie ging in ihrem Mitleiden so weit, daß sie nicht undeutlich zu verstehen gab, sie würde es wohl zufrieden sein, das Kind im Hause zu behalten, wenn ich mich entschließen könnte, sie zu heiraten. — Wenn es eine Waise wäre, versetzt' ich, so ließ sich darüber denken und unterhandeln, aber Gott bewahre mich vor einem Schwiegervater, der ein solcher Vater ist! Meine Mutter gab sich noch viel Mühe mit dem guten Kinde, aber es ward dadurch nur immer unglücklicher. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, sie in eine Pension zu tun. Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht.

Man kann sich vorstellen, wie reich und tief das Gemüt dieser Frau gewesen ist!

Noch viele andere Gestalten schreiten in dieser Zeit durch das Haus in der Hirschgasse. Boie und Selis; mit Herrn von Knebel, dem Gouverneur des

Prinzen Konstantin leuchtet Weimar zum erstenmal am Horizont auf. Knebel, entzückt von Goethes Art, präsentiert den Dichter seinen jungen auf der Durchreise befindlichen Herrn, die ihn zur Tafel ziehen und nach Mainz einladen.

In dieser für sein Leben so einschneidenden Sache hätte nun der Eigensinn des alten Rates dem Sohn leicht alles verdorben. Mit dem instinktiven Mißtrauen des Emporgestiegenen, das er trotz seines im Grunde vornehmen und durchaus nicht parvenuhaften Charakters nicht los werden konnte, und im Stolz des Selbmademan, der „Katzbuckeln nicht nötig hat“ und den „Männerstolz vor Fürstenthronen“ repräsentieren will, weigert sich hartnäckig, seine Erlaubnis zu geben. Goethe war „als Haussohn“ noch auf den guten Willen des väterlichen Geldbeutelers angewiesen, der Werther hatte gerade das Loch zugestopft, das der im Selbstverlag erschienene Götz gerissen hatte. Und sein Einkommen aus seiner Advokatur war nicht eben stattlich.

Die Mutter, in dem sicheren Instinkt einer Frau, die mit dem Gefühl unfehlbar auch da das Rechte erfährt, wo sie mit dem Verstand nicht beweisen kann, unterstützte des Sohnes Bitte, der ehrenvollen Einladung folgen zu dürfen, nach Kräften. Bei der galligen Gemütsart des Herrn Rat mußte alles darangesetzt werden, ihn nicht ärgerlich zu machen, und so, indem sie ihm scheinbar bei den vielfachen Disputen den Willen ließ, sich seiner höheren Einsicht beugte, ermüdete sie ihn in dem Geplänkel eines Guerillakrieges. Nachdem seine Beweisführung, in denen Friedrichs Benehmen gegen Voltaire eine Hauptrolle spielte, ihm selbst langweilig gewor-

den war, erreichte sie endlich, daß sie dem damals bettlägerigen Fräulein von Klettenberg die Sache vortragen dürfe.

„An ihr und meiner Mutter,“ erzählt Goethe, „hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte sie nur immer Rat und Tat: denn wenn jene einen heiteren, ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht, was uns andere Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzuzeigen, eben weil sie ins Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf die Bereitwilligkeit und auf die Tatkraft meiner Mutter verlassen. Wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zu Hilfe, und weil sie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hilfsmitteln, das Vorgelegte oder Gewünschte zu bewerkstelligen. Gegenwärtig wurde sie nun an die kranke Freundin abgesendet, um deren Gutachten einzuholen, und da dieses für meine Seite günstig ausfiel, sodann ersucht, die Einwilligung des Vaters zu erlangen, der dann auch, obgleich ungläubig und ungern, nachgab.“

In der damaligen Zeit waren die Fürsten die geborenen Mäcenaten. Fast kein Dichter ist damals denkbar ohne hohe Protektion. Die wenigen, die es im Vertrauen auf ihre Kraft verschmähen, sich dieses Schutzes und Schirms zu bedienen, oder denen es nicht gelingt, einen gnädigen Blick auf sich zu lenken, bringen ihr Leben aufs kümmerlichste zu, während mittelmäßige Talente, denen die kluge Benutzung guter Beziehungen Titel und einträglich

Posten verschafft hat, einer glücklichen Lebenslage sich erfreuen.

Dazu kam, daß Goethe selbst die Sehnsucht hatte, den engen Verhältnissen, sowohl der ständigen Einwirkung des Vaters, als auch der eingerotheten Reichsstadt zu entfliehen.

Das alles mag die Mutter geahnt haben. Eine stolzere Natur hätte es wohl herbe empfunden, im Verkehr mit dem eigensinnigen Mann immer zu kleinlicher List ihre Zuflucht nehmen zu müssen. Aber sie in ihrer warmen Güte hat sein grilliges Wesen wohl als eine Art Krankheit betrachtet. Während Wolfgang nun im goldenen Mainz heitere Tage verlebt, die eine aussichtsvolle Zukunft anzudeuten schienen, traf die Mutter daheim ein harter Schlag. Ihre geliebte und verehrte Freundin Susanne Klettenberg verschied. Es ist ein ergreifender Brief von ihr an Lavater vorhanden, in dem sie in der Sprache des Klettenbergischen Kreises von ihrem seligen Ende berichtet. Die Sterbende wollte noch Wolfgang sprechen, der sich schon auf den Weg nach Mainz gemacht hatte, und ließ ihm sagen, daß sie ihn sehr lieb gehabt. Ebenfowenig wie er an den bevorstehenden Tod der Freundin glaubte, konnte es auch Elisabeth, die fast stets um sie war. In dem Schmerz, die geliebte Freundin verlieren zu sollen, bestürmte sie nach ihrer Art den Arzt, das Fräulein zu retten.

„Frau Rät'hinn,“ sagte er mit seiner gewohnten Ernsthaftigkeit, „da Elias sollte gen Himmel fahren, kamen die Prophetenkinder zu Elisa und sprachen: Weißest du auch, daß der Herr wird deinen Herrn

heute von deinen Häuptern nehmen? Er aber sprach: Ich weiß es wohl, schweiget nur stille."

Umringt von ihren Freundinnen, starb die „schöne Seele“. Der in Tränen zerfließenden Elisabeth drückte sie noch die Hand und flüsterte ihr mit „unaussprechlich heiterem Gesicht“ zu: „Wandle vor ihm und sei fromm.“ „Meine Seele sterbe des Todes dieser Gerechten,“ ruft die erschütterte Frau aus.

So kam der von der gnädigen Aufnahme völlig bezauberte Wolfgang in ein Trauerhaus zurück. Die Mutter ganz hingegenommen von ihrem Schmerz; dem Vater in der Einsamkeit, seinem Grillensfang ungestört überlassen, hatte sich wieder eine fixe Idee zur Tatsache verdichtet. Er behauptete, die jungen Herrschaften hätten sich über seinen Sohn lustig machen, ihn wohl gar in eine Falle locken wollen, um ihn für seine übermütige Verspottung ihres Erziehers Wieland in „Götter, Helden und Wieland“ zu bestrafen, während sie den Fall nur ganz konkret erörtert und Wolfgang nahegelegt hatten, einen freundlichen Brief an Wieland zu schreiben, der übrigens gar nicht erzürnt war. Mittlerweile verging die Zeit, und von den jungen Herzögen war nichts mehr zu hören. Es schien, daß die alte, freie Stadt ihren größten Sohn festhalten wollte. Dem Rat schloß ihn zwar die Tatsache, daß ein Verwandter bereits darin saß, aus, aber es winkte eine Menge ehrenvoller und einträgliches Stellen im reichsstädtischen Bezirk. Das wohlausgebaute und mit gediegenem Hausrat wohl versehene Haus schien nur auf die junge Frau, die es mit neuem, frischen Leben füllen würde, zu warten. Amor hatte dem Herrn Sohn zwar manchen Streich ge-

spielt; neben der reizenden Lotte, Kestners Braut, und der schönen schwarzäugigen Mäx Caroché, der Mutter Bettinens, die die ästhetische Frau Mutter an den reifen, derben Kaufherrn Brentano „zwischen Herings-tonnen und Kisten“ verheiratet hatte, erfüllte eine Zeitlang warme Zärtlichkeit für die liebliche Anna Sibylle Münch sein Herz. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Anna Sybille, die „mäßige, liebe, verständige, schöne, tüchtige, sich immer gleiche, neigungs-volle und leidenschaftslose“, den Umhergeworfenen einem ruhigen Glück entgegengeführt hätte. Selbst dem gestrengen Herrn Rat schien Wolfgangs in fröhlichem Jugendkreise auch durchs Los im Spiel zugefallene „Titulargattin“ alle Eigenschaften zu haben, „die ein Kenner von einem Frauenzimmer fordere.“ Aber der boshafte kleine Gott, Wolfgangs Verhängnis, hatte es anders vor.

Zugleich verband ihn ein höchst gefühlvoller Briefwechsel mit „Gustgen Stolberg“, bei der nur eins auszusetzen war: „Hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist.“ Und ferner hegte eine zarte, lebenswürdige Frau eine Neigung zu ihm, die er nicht wahrte und sich darum in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmutiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode, erfuhr er das geheime himmlische Lieben auf eine Weise, die ihn erschüttern mußte.

⌘

⌘

⌘

Ein Freund ersuchte ihn eines Abends mit in ein angesehenes, reformiertes Haus — die Angehörigen der verschiedenen Konfessionen hielten sich in Frankfurt streng für sich — zu einem kleinen Konzert

zu kommen. Die Tochter des Hauses saß am Flügel und spielte mit großer Fertigkeit und Anmut, als sie eintraten. Es war Elisabeth Schönemann, die Lili seiner Gedichte. Bei dem verbindlichen Höflichkeitsaustausch mit der jungen Dame machten die edle Lieblichkeit ihrer Züge, ihr offener Blick voller Treue und Güte und ihr kindhaftes Wesen einen tiefen, aber nicht leidenschaftlichen Eindruck auf den Mann. Was auf Goethe bei allen seinen Hauptneigungen am tiefsten gewirkt hat, war Einfachheit des Wesens, dieser beste Stempel des Echten; indem die Gegenstände seiner Leidenschaft keinen Erfolg beabsichtigten, rissen sie ihn am mächtigsten hin, wie denn überhaupt die bedeutenden Männer dem Zauber offenen und von Gefallsucht nicht entstellten Wesens am sichersten verfallen. Alle Frauen, die Goethe geliebt hat, von der ländlichen Schönheit Friederike über die bedeutende, aber durchaus natürliche Hoheit der Stein hinweg bis zu der jungen Ulrike seines Johannestriebes vereint jenes Gebot:

Wo Du auch bist, sei alles immer kindlich,
So bist Du alles, bist unüberwindlich.

Diese holde Einfachheit war auch das, was ihm Lili trotz aller hemmenden Verhältnisse so teuer machte.

Denn obwohl Lili aus einem angesehenen und sehr reichen Hause stammte und obwohl sie nachmals in schwerer Zeit bewiesen hat, daß sie in alle Lebenslagen sich zu schicken wisse, schien aus dem Bund mit einer so liebenswürdigen, verständigen und anmutigen Gefährtin doch nur Verdrießliches sich zu ergeben. Dies ist hauptsächlich in den verschiedenen

Lebensgewohnheiten der betreffenden Familien zu suchen. Die Schönemanns waren Weltmenschen, die Goethes standen auf dem ehrenhaften, doch unstreitig etwas philiströsen Standpunkt des reichstädtischen Patriziates. Die künftige Schwiegertochter würde sich in eine gute Assiette setzen, dafür aber ward kindliche Unterwürfigkeit eines häuslichen Mädchens gefordert, das die Dankbarkeit für ein so beneidenswertes Los besonders durch freundliche töchterliche Geduld mit den Launen des regierenden Hausherrn vergalt, sich in Haus und Keller tüchtig rührte, im Reich der Kochtöpfe unter der Oberhoheit der rüstigen Mutter sich nicht unerfahren zeigte, ebenso auch, im zierlichen Kleide mit weiblicher Arbeit beschäftigt, den Eltern plaudernd die Zeit vertrieb, in wohlgesetzten Worten schickliche Ansichten bescheiden äußerte und artige Stücke auf dem Spinnett spielte. Dafür sollte ihr dann das Glück werden, in ein wohllebiges Haus und gediegene Verhältnisse zu kommen, und das Loos, von einem göttergleichen Gemahl in die Kammer geführt zu werden.

Das alles konnte man nicht von einer jungen Dame erwarten, der die Jungfer vielleicht die Schokolade ans Bett brachte, und die, weit entfernt, sich von den behäbigen Goethischen Verhältnissen imponieren zu lassen, mit dem Glanz ihres Reichthums und ihrer Eleganz selbst blendete. Sogar Goethe, der seit Leipzig doch Wert auf Kleidung legte, mußte sich während seines kurzen Verkehrs bei den Schönemanns wiederholt equipieren, um mit den hypermodernen jungen Herren ihres Kreises einigermaßen Schritt halten zu können. Lilis liebliches, natürliches Wesen freilich hatten die Lockentoupets, die starrende

Seide ihrer Kleider nicht geändert, und die unschuldige Koketterie, mit der sie gleichgültige Anbeter mit dem Übermut, der aus dem Bewußtsein ihres Wertes entsprang, ein wenig nasführte, war bei einem von allen Seiten verwöhnten, selbstsicheren Kinde von großem Reichtum nicht bedenklich, obwohl sie Goethe viel qualvolle Stunden bereitet hat. Ihr Charakter war so vornehm, ihre Anlage so edel, daß die unglücklichsten Verhältnisse sie nicht verflachen konnten.

In diesem einen Fall stand Frau Rat nicht auf der Seite ihres Hättschelhans.

Die stolzen und beglückten Mütter großer Söhne empfinden nicht selten alle Qualen der Eifersucht denen gegenüber, denen ihr Herz, dieser in den Augen der Mutter unschätzbare Besitz, zufallen wird, so daß sie den Sohn lieber an der Seite eines Mädchens von bescheideneren Gaben sehen als neben einer, deren glanzvoller Geist den Geliebtesten etwa zu absorbieren fähig wäre. Lili stolze und adelige Seele schien ein leichtes Sicheinfügen, Sichanpassen auszuschließen. Der Vater fühlte eher Beklemmung als Stolz in der Gegenwart der jungen „Staatsdame“. So kamen äußerliche Gründe der vielleicht geheimen Abwehr der Mutter zur Hilfe, denn auch ihr, der natürlichen, geraden und bei aller Tiefe und Herrlichkeit des Gemütes zuweilen doch etwas frankfurtisch plumpen Frau, verursachte die graziöse Überlegenheit des gesellschaftlich völlig sicheren Mädchens Unbehagen. An ein rauschendes Leben gewöhnt, würde Lili den Sohn in ihre gewohnten Kreise hineinziehen und die gemächliche Ruhe der Eltern dahin sein.

Als Eili, spätere Frau von Türkheim, in der Revolutionszeit als Bäuerin verkleidet, ihr jüngstes Kind auf dem Rücken, ihr älteres an der Hand, durch die aufrührerischen Horden hindurchwanderte, um ihren Mann zu erreichen, mag in Goethe, der damals schon an seinem unwürdigen Bunde litt, das volle Bewußtsein ihres Wertes aufgestiegen sein. Wie sehr hätte er gewünscht, die Flüchtende wäre so in sein Leben getreten und er hätte, allen Widerstand überwindend, sie für sich gewonnen. In Hermann und Dorothea, darin Vater, Mutter und Sohn so naturgetreu wiedergegeben sind, hat er seinem Traum unsterbliche Gestalt verliehen.

Im Leben sollte es ihm so gut nicht werden. Zum erstenmal sah der Schwankende sich ohne Unterstützung. Der Vater dagegen, die Mutter dagegen, alles Drum und Dran des Lebens dagegen!

Dazu war die Stimmung im elterlichen Hause ohnehin gedrückt.

Mit bekannter Gastfreundschaft hatte Frau Rat Goethes Freund Jung-Stilling, den Verfasser des schönen Buches „Heinrich Stillings Jugend“, bei sich aufgenommen.

Stilling genoß als bekannter Staroperateur einen großen Ruf, so daß ein sehr wohlhabender und würdiger Frankfurter, Herr von Laßner, der schon seit einiger Zeit erblindet war, seine Hilfe wünschte. Das in Aussicht stehende Honorar war bedeutend. Hatten Stillings arme Patienten, die er selbstlos dem Licht wiedergegeben, mehr mit Anweisung auf Gottes Wiedervergeltung als mit dem bei seiner Besitzlosigkeit so notwendigen Mammon be-

zählt, so bot sich ihm hier zum erstenmal die Gelegenheit, seine gedrückten Verhältnisse ordnen zu können.

Frau Rat hoffte daher wie ihr Sohn, zumal bei dem liebenswerten Charakter des Arztes, mit dem feinen Egoismus der Gastfreundschaft auf einen erheiternden und sympathischen Tischgenossen für die mürrische Laune des Herrn Rat.

Die Operation aber mißlang, und Stillings Verzweiflung, da er sich nicht von eigener Verschuldung frei wußte, war unendlich. Anstatt verständiger, munterer, wohl abgemessener Reden würzten die Gespräche Hiobs den guten Tisch der Frau Rat, wobei der „treue“ und aufrichtig gramvolle Stilling die Rolle der „scheltenden Freunde selbst übernahm“, und verdunkelten die Laune des griesgrämigen Hausherrn. Selbst die glücklichsten und wohlgelungensten Nebenkuren, wobei besonders ein blinder Betteljude, der die ganze Straße hinab mit lauter Stimme auf „gut alttestamentlich“ Gott für seine Hilfe und den Wundermann, seinen Gesandten, dankte, vermochten ihn seinem Kummer nicht zu entreißen. Er ging in dem Besitze des reichlichen Entgelts, das der Operierte ihm in vornehmer Weise voll auszahlte, traurig wieder in seine Heimat.

Mit dem nahenden Lenz jedoch schien alles ins rechte Geleise zu kommen, da eine Bekannte und Geschäftsfreundin der Schönemanns, Fräulein Delph, mit den Eltern zu unterhandeln begann. Ihre anspruchslose Persönlichkeit — sie war „ernsten, männlichen Aussehens und gleichen derben, heftigen Schrittes vor sich hin“ — dazu ihr barsches Wesen, „das in einer Reichsstadt nicht widerwärtig ist“,

machten sie zu diesem Zweck wohlgeeignet. Die förmliche Verlobung erfolgte.

Es scheint, daß Elisabeth Goethe nicht mit vollem Herzen ihre Einwilligung gegeben hat. Es bildete sich „kein Verhältnis der Eltern untereinander“. Die Mutter konnte es nicht vergessen, daß die ihr zur Schwiegertochter so recht geeignete Anna Sibylla nicht in ihr Haus kommen sollte. Nach ihrer Art stets bereit, das Unangenehme möglichst zu paralisieren, hatte sie das „unbestimmte Rumoren“ Wolfgangs mit guter Miene ertragen, ebenso wie die großen Unzuträglichkeiten, die in einer so geregelten und streng geschlossenen Häuslichkeit der Andrang der Gäste verursachte, ohne daß sie sich für die literarische Einquartierung anders als durch die Ehre, den Sohn „beschmaußt zu sehen“, entschädigt fand. Auch deutet Wolfgang allerlei dunklere Sachen, Bürgschaften, leichtsinnige Freigebigkeit eines, der selbst nichts besaß, an. Klinger erzählt z. B., daß Goethe ihm seine Hilfe „anbot“: die 100 Gulden waren bald all; der große Goethe drang in mich, machte mir Vorwürfe und nun leb' ich schon ein ganzes Jahr von seiner Güte . . .

Auf die Dauer ging so etwas natürlich nicht an. „Regierungsfähig“, wie Lavater Frau Goethe charakterisiert, dazu „gut und mütterlich“ erwog sie mit klugem Bedacht den Lebensplan des Sohnes. Sie hatte ihm, immer mit des Vaters Eigenheiten rechnend, schon ein hübsches Leben zurechtgezimmert. Die von dem Alten längst ins Auge gefaßte italienische Reise würde den Sohn mit einem Schläge aus all jenen lästigen Verbindungen hinausheben. Damit dieser köstliche, wilde, aber sehr, sehr gute

Junge, wie ihn Stolberg d. Ä. nennt, aber nicht bei den schwarzlockigen Schönen des klassischen Bodens sich etwa verplempern könne, sollte die blonde, deutsche Braut mit Vergiftmeinnichtaugen und dem häuslichen Schlüsselbund am gestickten Schürzchen seiner daheim harren, damit er, zurückgekehrt, sie ins wohlbestellte Haus seiner Eltern führe und in dem alten Haus am Hirschgraben „Gerechtigkeit und Liebe sich küßten“.

Und nun kam alles ganz anders.

Die tätige Frau, die sonst stets, selbst passiv, die beste Seite der Dinge nach außen zu wenden bestrebt war, konnte sich nicht darein finden, ihn an diese Lili und ihre Kreise verlieren zu sollen. Dazu kam, daß nach dem Tode der Klettenberg Wolfgang sich spinozistischen Einflüssen zuwandte und unter dem Einfluß des holländischen Philosophen die unbefangene kindliche Begehrlichkeit der Mutter Gott gegenüber als eine Art von verwerflichem Egoismus empfand. Ebenso mag es in den schmerzlich klagenden Briefen Corneliens nicht an unausgesprochenen Vorwürfen gegen die Mutter gefehlt haben: Cornelia war in ihrer Ehe höchst unglücklich geworden.

⌘

⌘

⌘

In dieser Zeit erschienen höchst gelegen die beiden jungen Reichsgrafen Stolberg, Mitglieder des Hainbundes und Brüder des fernen, brieflich geliebten „Gustgen“. Aus Goethes reizender Schilderung ist uns bekannt, wie die tüchtige Hausfrau von den „vier Haimonskindern“ alsbald Frau Aja genannt wird, und als der poetische Tyrannenhaf

des wilden Geschlechts hohe Wogen schlägt, sich in ihren hinteren Keller begibt, wo die Jahrgänge 1706, 19, 26, 45 in den rundlichen Fässer liegen, von ihr selbst gewartet und gepflegt und nur bei „friedlich bedeutenden Gelegenheiten angesprochen“. Dann stellt sie den hochfarbigen Wein in geschliffener Flasche auf den Tisch und ruft: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber die Mordgedanken laßt mir aus dem Hause.“

Die Stolberg waren auf einer Schweizerreise begriffen und forderten Wolfgang eifrig zur Teilnahme auf. Was konnte den Wünschen der Eltern gelegener kommen?

Und so entließ die Mutter den Sohn in der Hoffnung, ein Fortgang ohne Abschied von der Braut würde das fatale Verhältnis endgültig lösen.

Wir wissen, wie er nach einiger Zeit auf der Grenze Italiens umkehrt: „Ach, Lilis Herz, konnte so bald nicht von meinem Herzen fallen.“

Das Leben wurde nun immer unerträglich. Wenn die Mutter auch dem Vater gegenüber alles Ärgerliche aufs „Klügste und Thätigste“ abzuwenden verstand, so hatte der verzweifelt schwankende Sohn doch keine Stütze an ihr, wie er es nach einem Besuch bei Lili an Johanna Sahlmer schreibt:

„Bitte! Bitte! — Sehen Sie sich in der Messe um, nach was — für Lili!!!! Galanterie Bijouterie, das neueste, eleganteste! — Sie sühlens allein und meine Liebe dazu! Aber heilig unter uns, der Mama nichts davon. Den Gerocks nichts. Ich bitte. Und schreiben Sie Was es kostet!!!!“ —

Gewiß hat bei ihr, die den Sohn doch mit

leidenschaftlicher Liebe umfing, die aufrichtige Meinung geherrscht, eine Ehe unter so ungünstigen Verhältnissen könne zu keinem wahren Glück führen, sicher war aber auch die Animosität gegen Lili und ihre Familie mit im Spiel.

Und wie es ein unleugbarer Zug ihres Wesens ist, stets bedacht zu sein, die eigene möglichst bequeme und gute Situation ja nicht einzubüßen, so verhielt sie sich in dieser wichtigsten Angelegenheit in Goethes Leben entschieden ablehnend.

Ein Ortswechsel schien die einzige Möglichkeit, dem unerträglichen Zustand ein Ende zu bereiten. Schon in Karlsruhe hatte Goethe den jungen Herzog von Weimar und seine Braut Luise von Hessen-Darmstadt wieder gesehen. Bei ihrer Durchreise durch Frankfurt luden sie ihn jetzt in herzlichster Weise nach Weimar ein. Es sollte sich lediglich um einen Besuch handeln. Man verabredete, daß ein Herr des Hofes, der einen neuen Landauer nach Weimar zu bringen beauftragt war, Goethe abholen und als ersten Insassen der neuen Hofkutsche in die thüringische Residenz bringen sollte.

Frau Rat mag die ihrem Hätschelhans widerfahrene Gnade in mütterlichem Stolz ringsum verkündet haben. Der Sohn nahm überall Abschied, packte, und man sah mit Genugtuung der Stunde entgegen, in der der Märchenwagen vorfahren und den jungen Prinzen aus Genieland ins Schlaraffenland führen werde.

Aber der Tag verging, und kein Landauer kam.

Goethe wagte vor Scham sich nicht auf die Straße, gewiß ein Beweis, daß man das Glück und die Ehe etwas laut gepriesen hatte. Eingesperrt

saß er in seiner Dachstube und arbeitete, um nicht denken zu müssen, verzweifelt an seinem Egmont, während der Herr Vater unten der Mutter das Leben weidlich schwer machte, den alten Verdacht gegen Wieland bis zum Überdruß aufwärmte und sich vor allen Mitbürgern unsterblich blamiert fühlte.

So schien auch dieser Traum nicht Wirklichkeit werden zu sollen, und ihre Enttäuschung ist wohl groß gewesen. Oben und unten hatte sie zuzureden, denn Wolfgang, an frische Luft gewöhnt, saß tagelang auf einen Raum beschränkt und siebte vor Ärger und Ungeduld. Dem Egmont kam diese leidenschaftliche Erregung freilich zugute. Des Abends schlich er in seinen Mantel gehüllt an den hellen Fenstern seiner Freunde vorbei und hörte seine Lili sein Lied singen: Warum ziehst du mich unwiderstehlich?

Endlich entschloß sich der Vater, den Sohn nach Italien zu schicken. Er sollte über Heidelberg fahren, wo das betriebsame Fräulein Delph schon wieder eine gute Partie bereit hielt.

Und so nahm er Abschied von Frankfurt.

„Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbat,“ ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bett sagen! —

„Diesmal,“ rief ich aus, „ist nun ohne mein Bitten Montag morgens sechs, und was das Übrige betrifft, so fragt das liebe, unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sagte zu und komme nicht; ich sagte ab und komme! Friß also; die Thorsthügel klingen vom Burge-



Rat Goethe.
Relief von J. P. Melchior.

meister weg, und ehe es tagt und mein Nachbar Schuhflicker seine Werkstätte und Laden öffnet, fort! Adieu Mutter! — Am Kornmarkt machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurechte, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen. Es war so was Ahnungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dachte ich, wer doch — Nein, sagt ich, es war auch eine Zeit —. Wer Gedächtnis hat, sollte niemand beneiden. — Lili adieu. Lili, zum zweiten Mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich, noch für mich, so verworren es aussieht! Adieu — Und du! wie soll ich dich nennen, dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst du heißen! — Wie nehm ich Abschied von dir? — Getrost! denn noch ist es Zeit! — Noch die höchste Zeit —. Einige Tage später — und schon —. O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden.“ Denn der leicht Entzündbare fühlte schon wieder sanfte Gefühle für die neuvermählte Herzogin sein Herz bewegen.

In Heidelberg ereilte ihn die Aufklärung der Verzögerung: der Wagen war nicht fertig geworden, und trotz der Vorstellungen der „Delphin politica“ riß er sich von den neuen Ausichten mit den Worten Egmonts los.

Jetzt hatte die Mutter ihren Sohn verloren.

Leise und unmerklich hatte sich sein Herz dem ihnen entwunden, das ihn so tief verstand, das ihm

allen Glanz und alle Frische seiner Jugend mitgegeben hatte. Sie konnte sich ihm, bei der Schamhaftigkeit ihres Innersten, nicht in ihrer ganzen Natur offenbaren; es darf feststehen, daß er sie in ihrer vollen Tiefe noch nie gekannt hat. Er stand und sah auf den treibenden, wässernden, befruchtenden Strom, der Jahr um Jahr seine Wogen dem Meer entgegentrug; von dem Glanz der versunkenen Horte, die unten, tief in opalener Dämmerung liegen, ahnte er nichts. Sie lagen zu verborgen.

Dem Herrlichsten, was einst der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an,
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann wird das Befre Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle.

Und so war es möglich, daß spärliche Briefe, wie einst in der Studentenzeit zu Leipzig, hin und her gingen, daß er lieber an Tante Sahlmer schreibt, als an die, die ihm das Leben gab, daß ihr Leben arm wird. Denn auch die Tochter hatte sie verloren.

⌘

⌘

⌘

Die arme Cornelia hatte nicht viel Liebe von der Mutter gehabt, und die fast heftige Neigung des Vaters zu diesem ihm so ähnlichen Kinde äußerte sich in jener quälenden Inanspruchnahme, die das Mädchen dann aus dem Hause getrieben hat.

Die Mutter, deren unbewußter Egoismus auch ihrem Hätschelhans gegenüber in die Erscheinung trat, wenn sie auch in Frankfurt alles für ihn getan hatte, die soviel Mitleid, Sympathie und Ver-

ständnis für andere Jugend aufbrachte, war kalt gegen die eigene Tochter:

Das macht, ich bin kein ausgeklügel't Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Und während sie harte Worte über Frau Laroche fand, richtete sie unbewußt sich selbst. Denn ebenso schlecht wie die schöne, blühende Marie zu dem alternden Brentano paßte Corneliens iphigenienhaftes Wesen zu dem derb organisierten, obschon tüchtigen und verständigen Schloffer. Eine hohe, blasse, weiß gekleidete, himmlisch erhabene Dame nennt Lavater sie in der Übertreibung jener schwärmerischen Zeit. Die Mutter war eine Frau, die rüstig bei der Arbeit des staubigen Alltags ihre unschätzbaren, fremden Kleinodien sorgfältig verschloß, wo sie sie nicht brauchen konnte, die Tochter aber, die heimliche Königin, der es ziemt, unter der Krone zu gehen. Ihre künstlerische Begabung war groß. Sie spielte hervorragend gut Klavier und sang „unvergleichlich alte Volkslieder“. Den Götz hat sie mitgeschaffen. Ihre Schrift ist, vielleicht unter der strengen Fuchtel ihres Vaters, von ungewöhnlicher Harmonie und künstlerischem Schwung. Diese Frau, der bei einem beschwerlichen Umzug „um nichts so bang ist, als um ihren Flügel und Laokoonkopf“, war an einen Mann gekommen, der es beklagte, daß die schwächliche und zu Erkältungen veranlagte Frau in den kalten, weiten Räumen des Amtshauses sich „zuviel vor Küche und Keller fürchte“ und daß jeder „Wind und jeder Wassertropfen sie in die Stube sperre“.

In Karlsruhe, in der geistigen Anregung der

Residenz, hatte Cornelia sich glücklich gefühlt, zumal Schlosser in der anfänglichen Scheu vor der geistigen Hoheit seiner Frau sich wohl noch wenig als den pedantischen Eheherrn aufspielte. Nach kurzer Zeit aber, da sein ehrenwerter aber keineswegs konzilianter Charakter ihn für den Hofdienst nicht geeignet erscheinen ließ, lobte man ihn weg — zum Amtmann in Emmendingen. Dort war er völlig an seinem Platz; erhielt die höchste Besoldung in Baden und herrschte „wie ein kleiner Fürst“ über 29 Ortshäfen. Das von weiten Gärten umgebene Haus, einen großen Herrensitz, kaufte er dem Staat ab und ließ es nach eigenem Geschmack umbauen. „Eine aktive Hausfrau“ von kräftiger Konstitution, die einen Puff vertragen konnte, hätte hier ein vortreffliches Leben führen können und ihren Mann wahrscheinlich unaussprechlich glücklich gemacht. Statt dessen kam eine zarte und der größten Schonung bedürftige Frau in das Haus. Schlossers völlige Verständnislosigkeit in bezug auf seine Gattin zeigt sich bei dieser Gelegenheit am klarsten. Cornelia erwartete ihr erstes Kind und war bei ihrem empfindlichen Nervensystem in dieser Zeit großen Leiden und Beschwerden, vornehmlich Gliederschmerzen ausgesetzt, die die willensstarke, durchaus beherrschte Frau so quälten, daß sie nicht stehen konnte. Die beschwerliche Reise, die Last des Umzuges hatten sie schon sehr mitgenommen. Nun ließ Schlosser nicht aus bösem Willen, sondern aus völligem Mangel an Verständnis, sofort die Unruhe, Unbequemlichkeiten und Schrecken des Umbaues über sie kommen. Die Einrichtung war kaum halb vollendet, als die Niederkunft erfolgte. Es ist fraglich, ob

Cornelia unter diesen Umständen die so dringend nötige Schonung und Pflege gehabt hat; sie ist vielleicht zu früh aufgestanden, und ein trauriges, mehr als zweijähriges Siechtum war die Folge. Der Gatte kam sich in männlichem Egoismus dabei wahrscheinlich bemitleidenswerter vor als die Leidende. Cornelia ertrug die andauernde Gefangenschaft, die die 22 jährige so lange ans Bett fesselte, nicht: sie verfiel in eine trostlose Melancholie. Allein und abgetrennt von aller Freude brachte sie die öden Zeiten auf ihrem Lager zu, auf Meilen von jedem anregenden Verkehr, an den sie so sehr gewöhnt war, abgeschnitten. So war sie, die von den bedeutendsten Menschen ihrem Wert nach richtig eingeschätzt ward und bestimmt schien, nach den Worten ihres Bruders zu den gesuchtesten Frauen ihrer Zeit zu gehören, in die für sie bejammernswertesten Verhältnisse geraten.

Cornelia war eine gegen sich viel zu strenge Natur, als daß sie sich in fruchtloser Sehnsucht nach etwas, das das Leben ihr versagte, verzehrt hätte. Wie sie nach gewichtigem Zeugnis „mit wahrer Engelsgeduld dem Gatten die Lasten des Lebens tragen half“, so quälte sie das Bewußtsein ihrer Leistungsunfähigkeit. Junge Freundinnen suchten sie zwar zeitweise in ihrer Einöde auf, aber wie sie selbst an Kestner schreibt: „Ihre liebe Lotte wird sich leicht vorstellen, was das heißt, als Frau und Mutter zwei Jahre lang zu Bette zu liegen, ohne im Stand zu sein, sich selbst nur einen Strumpf anzuziehen — es ist sehr schlimm, daß ich mich selbst mit nichts beschäftigen kann — auch das Schreiben fällt mir sehr beschwerlich, wie Sie sehen. — Mein Mädgen würde mir viele Freude machen, wenn

ich mich mit ihm abgeben könnte, aber so muß ich ganz fremden Leuten überlassen, welches nicht wenig zum Druck meines Gemüths beiträgt — Es ist sehr lustig und will den ganzen Tag tanzen, deswegen es auch bei jedem lieber als bei mir ist.“ Wenn sie nur die körperliche Gesundheit erlangt hätte, so würde sie, in ihrer Einöde das Land der Griechen mit der Seele suchend, trotzdem zu einer dem Bruder ähnlichen Gestalt herangewachsen sein; vielleicht auch hätte in dem Augenblick, da Charlotte von Steins Seele sich von ihm wandte, die Schwester ihm wie Iphigenie dem Orest Frieden geben können. Aber es war anders beschlossen.

Es ist hier noch eins hinzuzufügen. Cornelia gehörte zu den Frauen, über die das Körperliche keine Macht hat. Sie war eine ganz auf das Geistige gestellte, unsinnliche Natur, der der „Gedanke, sich einem Mann hinzugeben, widerwärtig war“. Schloffer war ihr völlig entgegengesetzt. Goethe spricht in Wahrheit und Dichtung mit tiefem Schmerz von diesem unglücklichen Verhältnis. Wie übrigens in dem geheimen Zuge der Natur stets Rat oder Warnung beschlossen zu liegen scheint, war Corneliens Widerwillen wohl ahnungsvoller Schauer. Ihr Körper war nicht imstande, die natürlichen Funktionen des Weibes auf sich zu nehmen. Sie gehörte zu den jungfräulich Geschaffenen.

Durch Zimmermanns verständnisvolle Hilfe begann sie schließlich nach den langen Qualen wieder zur Gesundheit und zum Leben zu erwachen. Überglücklich schreibt sie an Frau von Stein: „O meine Beste wenn der Zustand dauert, so ist's der Himmel

auf der Welt — alles Vergnügen, das hier in den herrlichen Gegenden die schöne Natur giebt kann ich jetzt mit vollem Herzen genießen, meine Kräfte haben so wunderbar zugenommen, daß ich gehen und sogar reiten kann. Meines Bruders Garten hätte ich wohl mögen blühen sehen, in der Laube unter euch zu sitzen — welche Seligkeit —“

Dies Gefühl blieb ihr nur einen kurzen Sommer lang. Im Oktober schreibt sie an Frau von Stein schon wieder mit der alten Resignation; kaum dem marternden Siechtum entrissen, ging sie, noch lange nicht nachhaltig erholt, einer erneuten Mutterchaft entgegen. Und während sie im Dezember an Auguste Stolberg einen Brief voll verhaltenen Jammers, der den Leser aufs tiefste ergreift, richtet, freut sich der Gatte, wie ein Brief an Lavater besagt, hausväterlich seines sorglosen Daseins, spricht unter „Pöbchen“ von dem zu erwartenden Buben.

Am 23. Mai wurde das Kind, ein Mädchen, das im Alter von sechs Jahren starb, geboren; am 8. Juni verschied Cornelia, 26 Jahr alt.

Schlosser war so verzweifelt wie alle Männer in gleicher Lage, — um fünf Monate darauf mit Johanna Fahlmer sich zu verloben.

Der Schmerz der Freunde war tief und nachhaltig. Selbst der sinnliche Heinsie nennt Cornelia „das lieblichste Wesen, durchaus Gefühl und Seele, voll reinen Klangs. Ach so etwas kann nicht wieder ersetzt werden, wenn es einmal entrissen ist. Ich hätte mein ganzes Leben lang nach dem teuren Gut geweint.“ Und Lenz, der später dem Wahnsinn verfallene, unglückliche Dichter, der sie geliebt und

wie seinen Schutzgeist angebetet hatte, sagt: „Ihr Geist war hier in einem fremden, unbekanntem Wohnort, in dem er sich nicht zu fassen wußte. Alles drückte auf sie, diese heilige Seele mußte sich Luft machen.“

⌘

⌘

⌘

Wolfgang war zunächst wie vom Blitz gerührt. In seinem unbewußten Selbsterhaltungstrieb, in dem Drang, sich selbst zu leben, hatte er die Schwester, nicht mit Absicht, vernachlässigt. Denn an Auguste Stolberg schreibt er: „Eine groß Bitte habe ich! Meine Schwester, der ich so lang geschwiegen habe als Dir, plagt mich um Nachricht oder so was von mir. Schick ihr diesen Brief und schreib ihr! — O daß ihr verbunden wärt! Daß in ihrer Einsamkeit ein Lichtstrahl von dir auf sie hinleuchtete, und wieder von ihr ein Trostwort zur Stunde der Not herüber zu dir käme. Lernet euch kennen. Seid einander was ich euch nicht sein kann. Was rechte Weiber sind, sollten keine Männer lieben, wir sind nicht wert. „Auch den Briefwechsel Corneliens mit Frau von Stein, die Cornelia nahe verwandt und nach Zimmermanns Urteil auch körperlich ähnlich war —

Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau —

hatte er damals eingeleitet.

Zunächst heißt es nur in seinem Tagebuch: „Dunkler, zerrissener Tag und an den beiden nächsten Leiden und Träumen,“ bis sein Schmerz in das Unsterbliche: Alles geben die Götter, die unendlichen, ausklingt. Dann aber hat sich die teure abgeschiedene

Gestalt, obwohl ohne sein eigentliches Bewußtsein, in der Iphigenie und in der Prinzessin des Tasso durch die Erinnerung ein Mal aufgerichtet. Die beiden so ähnlichen, die Schwester und die Geliebte, fließen zu jenen göttlichen Bildern zusammen. Und zumal in der Iphigenie, der jungen Priesterin, gleich dem Bruder „aus Tantalus' Geschlecht“, zu deren hoher, rührender Menschlichkeit der von Surien Verfolgte flüchtet und die, selbst unglücklich, anderen Frieden und Erlösung bringt, steht die Schwester vor den Augen der Nachgeborenen.

Namenlos litt der Vater; erschüttert war auch die Mutter.

Sie war dank ihrer leichtbeweglichen Phantasie, die sie dem Sohn vererbt, aber nicht der Tochter, seit dem Scheiden Wolfgangs schon wieder guter Dinge. Die Art, wie er in Weimar lebte „als Bruder und alles eines Fürsten“ tat ihrer mütterlichen Eitelkeit gar wohl. Und um sich über die Trennung zu trösten, hatte sie eine Menge lustiger junger Leute um sich versammelt, „die Samstagmädel“. Nach ihren Beschreibungen ging es dabei lustig genug zu. Während ihr leibliches Kind in Emmendingen seinem dunklen Geschick entgegen ging, tröstete sie die junge Mäx Brentano in ihrer mißlichen Ehe, schimpfte weiblich über den Mann und die Mutter Laroche und forderte Goethes Freund Krespel auf, alle Ergießung seines Herzens in den treuen Schoß seiner Mutter Goethe zu schütten. Auch der Zustand Corneliens ward von ihr durch ihr „Glas, welches Rosenfarb und Weiß ist“, betrachtet, und so wartete sie ohne „Angst der guten neuen Mär aus Emmendingen“.

Statt dieser kam die Todesbotschaft.

In der fürchterlichen Angst, die die Seele wie ein Gewappneter überfällt, wenn das Bewußtsein unserer Verschuldungen über uns kommt, stand auch sie zitternd da. Hier war nichts zu vertuschen, hin und her zu wenden, sich gefällig zu recht zu legen; der fürchtbarste Lehrer der Menschheit, der Tod, redete mit grauenvoller Stimme. Alte Versäumnisse standen vor ihrer Seele auf; ihr unglückliches Kind sah sie aus unerreichbarer Ferne an, um die Liebe klagend, die sie ihm nicht gegeben hatte. Die Frau, die sich sonst nicht leicht werfen läßt, ist „wie zermahlt“. Sie hatte ihre Kinder nach ihrem Willen modeln wollen, statt dessen modelten die Kinder sie. In dieser Tiefe, in diesem hoffnungslosen Schmerz, erneute sich der Segen der frommen Klettenberg. Ihr besserer Teil erwacht wieder, und ihre innerste, von den weltlichen Dingen im Grunde unberührte Natur tastet sich weinend, angstvoll zu dem Vater ihres kindlichen Glaubens hin. Die alten Worte des Trostes, aus geheimnisvollen Höhen der verirrt, verzweifelt, im Ungeheuren verlorenen Seele in Urzeiten zugerufen, leuchten wie Sterne auf. Diese Frau, die man als eine der herrlichsten, die je gelebt haben, gefeiert hat, wäre nichts ohne diesen ihrer unverbrauchten und ursprünglichen Natur so entsprechenden Zusammenhang mit jenen gewaltigen Mächten: dem Irdischen und dem Göttlichen. Die Freude am Leben, dies unbekümmerte Daraufhinleben, Sichdesdaseinsfreuen, kommt ihr durch das Bewußtsein, stets in der Hand jenes liebevollen Gottes zu sein, der sich über seine unvollkommenen Geschöpfe erbarmt wie die Mutter über ihr Kind, jener alttestamentliche

Glaube, den der Sohn mit einer leisen Ironie „anmaßlich“ nennt. —

Der alte Goethe dagegen war völlig gebrochen. Wahrscheinlich war diese Erschütterung die Veranlassung zu der nun beginnenden Auflösungsperiode. In dem Brief an Lavater, in dem die Mutter, jetzt ganz gefaßt, ihrem Glauben herzlichen Ausdruck verleiht, erzählt sie schon, daß Goethe bereits im Winter so leidend war, daß „das harte Zuschlagen einer Stubenthür ihn erschrockte“.

⌘

⌘

⌘

Von Wolfgang kam selten Nachricht. Die Verhältnisse müssen zuletzt recht unhaltbar gewesen sein. Der Sohn erwähnt, daß „Frau Aja“ über seine Unleidlichkeit recht geklagt habe, und schreibt an Frau von Stein, wie sehr er im Druck gelebt habe, niemand „einig Gefühl“ für ihn gehabt — „da war ich elend, genagt, gedrückt, verstümmelt, wie Sie wollen“. Auch gehen alle Bitten an die Mutter nur dahin, daß sie Geld für ihn vom Vater erlangen möge — wie immer sie könne — sie soll nur kein Kind sein, setzt er ziemlich respektlos hinzu. Bald darauf folgt aus Anlaß der Wiedervermählung Schlossers neben einem herzlichen, tiefen Schreiben an die Braut eine in ihrer Art ganz entsetzlich harte Absage an die Mutter: Mit meiner Schwester ist mir eine so starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Äste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen. Ich bin ja gewohnt, von dem um mich jezo zu sagen: Das ist meine Mutter und meine Geschwister.

Sie, die Cornelia, die der Mutter Laroche, die

Eili das Herz des Sohnes neidete, hatte ihn an Charlotte von Stein verloren.

In den Tagen, da ihr gerechter, mütterlicher Stolz seine Wogen am höchsten gehen lassen konnte, wurde ihres Sohnes, für eine andere Mutter so mitfühlendes Wort an ihr wahr: „Daß das Schicksal den Müttern solche Schwerter nach dem Herzen zückt, in den Momenten, da sie all der kleinen Sorgen Lohn im Großen einerndten sollen.“ Aber bei ihr setzte niemand hinzu: „Halten Sie sich aufrecht! Wer vermags sonst, und in müden Stunden Lehnen Sie sich an unsere Liebe, die gewiß und ewig ist.“

Elisabeth Goethe mußte lernen, sich zu behelfen. Und so muß sie die Welt lassen, wie sie ist, wie Wolfgang von sich selbst einmal sagte, und, dem heiligen Sebastian gleich, an ihren Baum gebunden, die Pfeile in den Nerven, Gott loben und preisen. Zunächst fand sie in der Liebe anderer Ersatz.

Bisher war Johanne Sahlmer ihrem Herzen teuer gewesen, die „einzige von meinem Geschlecht, die mich ganz versteht“ — jetzt löste sich durch deren Verheiratung auch dies Band, wenn schon sie in der Ferne auch innig verbunden blieben und Johannens Kinder ebenso „ihre lieben Enkelin“ wurden, wie die Corneliens.

Mit verdoppelter Liebe nahm sie sich der „lieben Mager“ an. Mages Kinder liebte sie, die Kinderfreundin, mit der Zärtlichkeit, die uns mit ihrem sonstigen Egoismus versöhnt und deren Quelle auch in den dürresten Zeiten nicht versiegte, gespeist aus den unergründlichen Tiefen ihres Gefühls. Den unglücklichen Lenz erhielt sie gemein-

schafftlich mit einigen Freunden, obwohl sie bei den Ansprüchen ihres Herrn Doktors in Weimar selbst oft in nicht geringer Verlegenheit war, so daß sie einst Merck anborgen mußte. Eigenes besaß sie nicht, da ihre Mutter noch lebte. Eine Summe, die ihre Schwiegermutter ihr in Anbetracht der Genauigkeit ihres Sohnes auf ihrem letzten Krankenlager für Fälle der Verlegenheit geschenkt hatte, hatte sie jung und vertrauensvoll, wie sie damals war, dem Gatten ausgeliefert und natürlich nie wieder zu sehen bekommen. Auch den bordierten Rock, in dem ihr Wolfgang Eili becourt hatte, mußte sie nachträglich bezahlen.

Indem aber die Mutter unermüdllich half und Rat schaffte, verdankt Goethe ihr gewiß nicht zum kleinsten Teil die ehrenvolle Anstellung in Weimar, bis zu der er, ohne eigenes Einkommen und an rationelle Wirtschaft nicht gewöhnt, dazu infolge seiner Gutherzigkeit vielfach in Anspruch genommen, nur auf Geschenke des Herzogs angewiesen war. So verdankt er ihrer Liebe, die für ihn kein Opfer scheute, Zufriedenheit, Ehre und somit viel vom Glück seiner schönsten Jahre.

Wolfgang vergalt es mit dem Egoismus der Jugend seiner Mutter nicht, was sie für ihn tat. Sie wußte sich aber zu helfen.

Goethes Diener, Philipp Seidel, war ihr als intelligenter und „braver Pursch“ bekannt. An ihn wendet sie sich. Die Briefe an Philipp sind wahre menschliche Dokumente. Während ihr gesellschaftlicher Takt wie bei allen, bei denen das Gefühl den Intellekt überwiegt, nicht gerade groß war, ist er in diesen Schreiben ganz bewunderungs-

würdig. Sie schreibt an den jungen Menschen in wahrhaft mütterlicher und herzerquickender Weise, ohne sich das geringste zu vergeben. Der „Blizpage“ Philipp dankt denn auch durch treue und genaue Berichte über „Festeins bei Hof“ und im Hause, über des Herrn Doktors Befinden und Gehaben, über literarische Ereignisse und die Notwendigkeiten des täglichen Lebens. Die „Lanlaken“, die Krüge guten alten Weines, die guten Manschetten, die ihr Hätschelhans begehrt — denn mittlere habe er gerade genug — gehen an Philipps Adresse. Einmal ist auch ein „gutes Unterschälgen“, wer weiß zu welchem Zweck, mit nach Weimar gewandert und aus der unordentlichen Junggesellenwirtschaft nicht wieder zu erlangen. Erst auf die drohende Ermahnung: „Mit jedem Postwagen warte auf mein liebes Unterschälgen, ich sage Euch, schickt es mir,“ stellt es sich ein und wird durch ein „ganzes Duzendt“ nagelneuer Strümpfe, alle mit eigener Hand gestrickt, die dem Herrn Doktor sehr wohl behagen sollen, ersetzt. Da er seine Sachen bisher so wohl ausgerichtet hat, so schreibt sie auch: „Jetzt, Philippus habe ich einen auftrag, der zum kranklachen ist — stellt Euch vor! es betrifft die Schulmeisterstelle in Nimpferstedt.“ Auch in Erbschaftsangelegenheiten ihres Schüßlings, des Schauspielers Großmann, ist Philipp mit Erfolg tätig; ebenso in einer Kofferaffäre. Für alle seine Dienste wird er von der ihm stets gewogenen Frau Rat lieb und wert gehalten, und als „Herr Merck zumahl viel guts von ihm erzählt, wie hübsch er alle Sachen des Doktors besorgt und in Obdach nehmet, sollen ihm vor jetzt und künftig alle Dagabunde-

renen verziehen sein“, worunter zumal Saumseligkeit im Brieffchreiben verstanden wird.

Aber sie war doch nicht allein auf diese Berichte des Dieners angewiesen.

Allerlei Fäden begannen von Weimar her sich anzuspinnen. Wieland hatte bekanntlich von Goethe einen Eindruck empfangen, der einer Offenbarung gleich. Er schickte der Mutter seines Freundes seine neuen Arbeiten zu, für die Frau Rat „dem lieben Sohn“ dankt, und bei Gelegenheit einer Reise lernt er sie persönlich kennen. Er brachte einen jungen Musiker, namens Kranz, mit, und die Tage, die die beiden in der „casa santa“ an dem runden Tisch mit Frau Aja verlebten, erwecken in den beiden Gefühle, die in dem gerührten Stil der Zeit beinahe ergötzlich wirken. Wenn z. B. Kranz ausruft: „Meine Seele war in einer ganz wunderbaren Verfassung! Mir war manchmal, als wenn ich den ganzen Himmel aufgeschlossen und alle seine unendlichen Herrlichkeiten vor mir liegen sähe; ich sehe einen Abstand von Ihnen allesamt gegen die übrigen Menschen. Meine Seele seufzte nicht nachkommen zu können.“ — „Der Herr Rat war immer stille, doch wie ich glaube innerlich vergnügt, nur daß es nicht zum Ausbruche kam, sagte aber doch einige Male: O das ist gut, o das ist gar gut.“ —

Auch Merk kam häufig und muß das gastliche Gemach meist in einem recht eigenartigen Zustand zurückgelassen haben, daß Frau Rat es selbst aufräumte, wie das bei Poeten ein „sehr nötiges Werk ist“, wobei sie denn auch einen wichtigen Brief an den Seelenfreund Wieland fand. Einmal — die einzige Reise, die wir von ihr wissen — begibt sie

sich auch in Begleitung Schloßers, des Neuvermählten, nach Darmstadt, um Merck zu besuchen.

Auch neue Bekanntschaften Wolfgangs sprechen vor: Herr von Stubenvoll mit Gemahlin und der Kammerherr Einsiedel und werden mit Welschhahnenpastete und echtem Sechszwanziger am runden Tisch regaliert, aus lauter Dank für die guten Nachrichten, die diese „brave Menschenkinder“ mitbringen.

So war ihr Haus manchmal „von unten bis oben mit schönen Geistern vollgepfropft“. Und da die Gattung Poeten in einem Tag „mehr Unfug anrichtet, als andere arme Erdenwürmer in einem Jahr“, so mußte die rundliche Hausfrau schon um 6 Uhr früh ihrem warmen Bett entsteigen, das von ihr doch selbst zum Zweck des Kirchganges nur murrend verlassen ward, „da des Herrn Pfarrer Starcks seine Gemeinplätze es ihr doch in keiner Weise ersetzten“. Dagegen liest sie mit Andacht die Predigten des „Herrn Generahl Superintendenten Herder“.

Auch mit dem anderen Gottesmann Lavater verband sie ein lebhafter Briefwechsel, wenn sie auch etwas beleidigt war, daß er ihr Gesicht nicht für wert gehalten, in seine „Physiognomik“ aufgenommen zu werden. Er hat es aber, was er weislich verschweigt, auf Goethes Andringen getan, der nicht wollte, daß seine Mutter so dastünde, während sie selbst mit ihrem Konterfei wohl zufrieden war. Gegen Lavater machte sie auch ihrem gepreßten Herzen Luft, während sie sonst niemand ein saures Gesicht sehen ließ: „Was mich in dieser Werkeltags Welt am wenigsten ansteht, ist, daß die besten Menschen einander gar wenig sehn können.

Der plan Gottes erfordert daß der eine in Osten und der andere in Westen die Welt einsalzen und vor der Säulnuß bewahren muß. Meine Lieben und Freunde sind alle weit, weit von mir weg — meine ewig geliebte Klettenbergern in einer bessern Welt, meine Sahlmern in Emmendingen. Es mögen wohl noch gute Menschen in Frankfurth seyn, vielleicht verwundere ich mich einmal in der Ewigkeit daß ich sie hir verkanßt habe — aber vor der Hand, geht doch Frau Aja ihren pfad allein fort.“

⌘

⌘

⌘

Immerhin war ihr Pfad so steinig und dornig nicht, denn ihre andern Briefe sprudeln von natürlichem Humor, der bei ihr ja nur selten verging. Besonders war es ein Ereignis, das die republikanische Reichsstädterin zur aufrichtigsten Fürstenverehrerin machte: der Besuch Anna Amalias.

Die fürstliche Frau, Protektorin ihres Wolfgang, hatte nach harten Arbeitsjahren dem Sohn die Zügel der Regierung übergeben. Eine würdige Nichte Friedrichs des Großen, mit dem sie auch äußerlich große Ähnlichkeit gehabt haben soll, war es ihr nicht leicht geworden, in den Tagen ihrer besten Kraft das Regiment abzutreten. Die Beschäftigung mit Kunst, Musik, Literatur füllte nun ihre Tage aus. Den großen Einfluß Goethes auf ihren schwer lenkbaren Sohn Karl August hatte sie mit richtigem Blick erkannt, und sie war es, die Goethe vor der Kamarilla der alten Beamtenschaft des kleinen Landes schützte, da man in Weimar, wie Frau Rat in gerechtem Zorn schreibt, nicht begreifen konnte, „wie man ohne von Adel zu seyn, Verstandt haben könnte“.

Das genialische Treiben in Weimar hatte sie mit all der Aufnahmefähigkeit ihres jung gebliebenen, von Freude nicht verwöhnten Herzens mitgelebt. Ebenso wie ihr selbst genialischer Geist zu dem Genie des Gastes sich hingezogen fühlte, so war es auch ein Gebot der Klugheit, in möglichst warme Beziehungen zu dem Manne zu kommen, der ihren Sohn so günstig beeinflusste, und sich ihn so dankbar als möglich zu machen. So war es natürlich, daß sie, bei einer Reise an den Rhein durch Frankfurt kommend, auch Goethes Eltern kennen zu lernen wünschte.

Was vielleicht als ein Akt höfischer Courtoisie gedacht war, entwickelte sich bei der Begegnung mit der prächtigen natürlichen Frau, die ihrer Verehrung für die hohe Dame in der originellsten Weise Ausdruck gab, zu wahrhaft freundschaftlichen Beziehungen. Die Fürstin, selbst originell, impulsiv und nach der Langenweile ihres früheren Hoflebens mit Wonne im Strom „des Natürlichen“ mitplätschernd, auch vor gelegentlichen Derbheiten ganz und gar nicht zurückschreckend, „ließ die Sonne ihrer Gnade über Frau Aja leuchten“, über den „Papa“, Merck und den vor soviel Huld ganz zerknirschten Hausfreund J. L. Bölling, „der biß diese Stunde nicht begreift, wie er als Kornhändler aller der großen Seeligkeiten hat theilhaftig werden können“.

Für die gastliche Aufnahme erfreute die Herzogin die „liebe Mutter“ mit einem Gemälde des Niederländers Breughel kurzweg Höllensbreughel genannt. Die hohe Frau hatte wohl aus den zahlreichen Bildern im Goetheschen Hause auf das Interesse des

Besizers geschlossen und einen Gegenstand gewählt, mit dem sie auch den Hausherrn beglückte.

Das Bild ward alsbald in der kleinen Stube gegenüber dem Wohnzimmer aufgestellt und diese von „gelber“ in „Weimarer Stube“ umgetauft. In diesem Zimmer gedachte Frau Rat, wie sie naiv bemerkt, alles was sie von dem ebenedeiten Weimar noch erhalten würde, zum ewigen Andenken aufzubauen.

An solchen Geschenken sollte es dann auch nicht fehlen. Neben dem trefflichen „Höllensprengel“ kamen auch ein „Berg vortrefflicher Handschu“ an und Zeichnungen von Kraus. Nach einiger Zeit bringt der Postwagen wieder etwas in schönem, grünen Wachstuch mit, „wi der Blitz ist Frau Aja dahinterher macht in einer Geschwindigkeit die Cordel ab, und will nun sehen was es ist — da waren aber so viele Nägel heraus zuziehen, daß Frau Aja eben alle gedult zusammen nehmen und warten mußte bis die Zange und der Hammer das ihrige gethann und der Deckel vom Kästgen in die Höhe ging: nun lag noch ein papier drauf, rißs war das auch weg, und Frau Aja that einen großen schrei als sie ihren Häschelhannß erblickte. Wir finden viele gleichheit drinnen, und haben eine große herrlichkeit damit wie das Ihre Durchlaucht Sich leicht vorstellen können, da wir ihn selbst in drei Jahren nicht gesehen haben, zumahl da er im Frack gemahlt ist worin ich ihn immer am liebsten so um mich herum hatte, und es auch seine gewöhnliche Tracht war. Jetzt wird ein Rahm drum gemacht und es wird in die Weimarrer Stube aufgestellt, so wie auch die 3 Zeichnungen aus dem Jahrmarkt.“

Dann erscheint eine Geburtstagskackel, „aus der das Liebreiche, Holdselige, Freundliche Antlitz ihrer Großen, Verehrungswürdigen Amalia hervorgeht“, und zwar auf einer Dose, deren „Kostbarkeit, Pracht und Schönheit“ der braven Frau Aja wahre Dithyramben der Wonne abzwingt: „O was können die großen, die Götter dieser Welt, wenn sie einer Amalia gleichen, vor Freuden um sich her verbreiten!“ Tagtäglich will sie das herrliche Ideal von einer Fürstin mit Kniebeugung verehren und mit stillen Freudentränen für dieses neue Zeichen von dero Gnade ihren innigen, herzlichen und wärmsten Dank vor dem teuren Bildnis abtatten. Als bald ward das Kleinod auf „einem Silbernen presenttirt Teller“ in der Samstaggesellschaft herumgezeigt. Kurz darauf gesellt sich ein „vortrefflicher Geldbeutel“, von hoher Hand gearbeitet, dazu. Um Frau Ajas Eleganz voll zu machen, kommt alsbald noch ein Paar köstlicher Strumpfbänder an, die sich mit Leichtigkeit in zwei Paare verwandeln lassen, denn die durchlauchtigste Verfertigerin hat „von Frau Ajas Korpulenz“ einen übertriebenen Begriff gehabt. Nachdem auch noch ein Medaillon mit dem Porträt Anna Amalias angelangt ist, können wir uns den überwältigenden Eindruck, den sich Frau Aja von „ihrem Leichnam“ verspricht, vorstellen, denn sie rauscht in den sonst von ihr sehr ironisierten Gesellschaften der Frau Baafen „in die Brust geworfen, in einem weißen seidnen Kleid daher, das ihr ewig teure Bild an einem breiten schwarzen Band auf der Brust“, in den mit den herzoglichen Handschuhen bekleideten Händen Dose und Geldbeutel. Und nur eins trübt ihren Glanz: daß die andere

Handarbeit der hohen Frau zu diskreter Natur ist, um öffentlich präsentiert zu werden. — Um nur in allen Stücken die Frankfurter Damen zu übertrumpfen, bestellt sie in Weimar, in Herrn Bertuchs Blumenfabrik ein „Duzendt“ Blumen, besonders Feldblumen, als da sind: Kornblumen, Vergißmeinnicht, Reseda, Klapperrosen; denn Anna Amalia hat ihr einen herrlichen Blumenkorb geschenkt, bei „dessen Anblick sie wie bezaubert stunde“ und gegen den „Frankreichs und Italiens Blumen steifes Papier sind, besonders Blätter und Stiele der Natur so ähnlich, daß ich in der Täuschung an einer Hiazinte roch“. Da nun in Frankfurt zur Zeit „alles Blumen trägt und niemand in Ernst aufgetakelt ist, der nicht wenigstens eine vorstehen hat, aber, du lieber Gott, das ist alles gegen diese Stroh, eitel Stroh!“, — so gedenkt die ehrgeizige Frau alsbald auch durch diese Pracht auf Hauben und Sichs ihre Mitbürgerinnen in Verwirrung zu setzen. Vielleicht hat die spätere Schwiegertochter Christiane Vulpius, die damals als „Blumenmädchen“ in Bertuchs Fabrik arbeitete, diese erstaunlich schönen Gegenstände für Frau Rats Hoffart hergestellt.

Der Korb selbst aber ward im „Weimarer Zimmer“ auf einen Marmortisch aufgebaut, und „wehe dem, der nur einen Stengel daran knickte!“ Mit der Zeit muß dies Gemach, das Frau Aja „sehr schön hatte aufstakeln und ausziehen“ lassen, ein würdiger Ort für die Büsten des Herzogs und der Herzogin geworden sein.

Aber die „Presente“ wurden auch erwidert! Zunächst ward für Wieland zum Dank für seine treuen Briefe auf der Messe ein Bratenwender oder

Brätter besorgt. Doch erinnert die praktische Hausfrau zuvor: „Daß so ein Ding 25 bis 30 Gulden komt, ferner, daß vors Zerspringen der Feder kein Mensch was kan; an dem meinigen ist die Feder so oft gesprungen, daß ich die Feder ganz und gar heraus gethan habe und ihn jetzt durch gewicht steine treiben lasse.“ —

Ob ihres praktischen Sinnes wird sie mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, einen „Mehger Knecht“ zu besorgen, damit der Hof die Wonnen der berühmten „Frankfurter Schwartenmägen, die der Frau Herzogin sehr wohl geschmeckt“ haben, auch in Weimar genießen könne. Es stellt sich aber heraus, daß die Mehger von Frankfurt die Ehre, die rechten Mägen zu bereiten, bei ihrer Geburtsstadt erhalten, auch keinen „Zugereisten“ die große Kunst lehren wollen. So muß fortan Frau Aja selbst den Hof mit dieser nahrhaften Speise versorgen. Auch wird durch ihre Vermittlung ein neuer Beleuchtungskörper angekauft, der einen feenhaften Eindruck macht. Er ist zwar nur — wie später die Prachtlampen im Hoftheater — von weißem Blech, aber es geht ein weißer Flor darum, so daß das Licht der von „bestem Baumöl“ gespeisten Lampen Frau Aja zunächst ganz „bezaubert“. Als der Hof zu spinnen beginnt, mit Einschluß ihres Hätschelhans, schenkt sie ihm 25 Pfund schönen, weißen Glachs, da sie ihrer Durchlaucht doch nichts anzubieten wagen dürfe. Bald darauf aber nimmt die gütige Anna Amalia „selbstgebackene Büssquittger“ von der glücklichen Frau Aja entgegen, die darob in den Freudenruf ausbricht: „Wenn die Büssquittger guten Abgang finden, so stehen sie zu

ganzen Schaaren zu befehl. Es hat mich unendlich gefreut daß doch nun etwas mir vergönt worden ist an Ihre Durchlaucht zu überschicken, Den wer unterstünde sich sonst so was!"

Danach wird sie mit dem Auftrag betraut, Wandleuchter auszusuchen, aber da sie sehr verschiedenartig sind, z. B. „Einer mit Farbigem Gold und einem Blumenkörbchen, der zweite und dritte wieder anders“, so kann sie „ohnmöglich wissen“, welche sie wählen soll; auch gibt es dazu einen „vortrefflichen Spiegel mit einem Rahm von erstaunlicher pracht, allerdings ein kostbar Stück, denn 10 Karoliner ist ganz hübsches Geld“. Auch werden zwei Schachteln mit Trauben von der Herzogin gnädig angenommen. —

Alles dies, nebst den Briefen aus Weimar, verkürzte ihr „die Sandwüste dieser Werkeltagswelt“ und täuschte sie über den Verlust des Sohnes hinweg.

Wie es überhaupt ihr Prinzip ist, an des Lebens Oberfläche zu bleiben, nicht an das zu rühren, was unten lauert, keine großen Freuden zu präntendieren, so wollte sie sich den Verlust auch nicht eingestehen. Sie redete sich jeden Schmerz frisch von der Leber herunter. Zu den tiefer veranlagten Menschen, die das Herz nicht auf die Lippe heben können und in ihrem Leid verstummen, gehörte sie nicht. —

⌘

⌘

⌘

Eine Heimsuchung, die sich nun freilich nicht beiseite schieben ließ, war der Zustand ihres Gatten.

Seit dem Tode der Tochter war er noch bedeutend ungenießbarer geworden. Sein Dasein er-

schien ihm ohne Zweck, und die Krankheit, deren Vorbote sein früheres wunderliches Wesen gewesen war, fand in ihm keinen Widerstand. In Geldangelegenheiten wurde er immer kleinlicher und trieb die Frau dadurch immer mehr zu unwürdiger List. Seine Pedanterie nahm fortgesetzt zu. Unzähligemal muß die Frau Rat Savater um fehlende Teile der „Physiognomik“ bestürmen. Der Besuch der Herzogin freilich traf ihn in leidlicher Verfassung; er war sehr erfreut. Sein Befinden war so gut, daß sogar ein Besuch in Weimar für Frau Aja möglich schien. Der junge Kranz sollte derweil das Haus hüten und den „Vater divertieren“. In den Verhandlungen darüber geht der Frau immer wieder das Herz auf; sie läßt uns ahnen, wie heiß sie wünscht, den Sohn wiederzusehen. Aber das Befinden des Gatten schwankt, und schließlich sieht sie Merck, von dem sie schon vordem berichtet, er sei so in seine „Cartoffeln, seinen Suchs und dessen Füllen verschammeciert“, auf besagtem Suchs allein die Reise antreten. Betrübt spricht sie nun wieder davon, wie traurig ihr armes Leben hinschliche. Nach Emmendingen, um die kranke Cornelia zu pflegen, reiste sie einst nicht, obwohl sie sehr gut abkommen konnte, nach Weimar sollte sie nun nicht kommen. Aber mit der Sügsamkeit und Unverzagttheit, die uns immer wieder mit ihren Mängeln versöhnt, ergibt sie sich auch darein. Gerade in dieser Zeit hatte sie viel die Töchter der Laroche zu trösten. Marge suchte bei ihr oft die Freude, die sie bei ihrem Manne nicht fand, und Luise weinte oft bittere Tränen bei ihr über den garstigen Bräutigam, Möhn, der ihr bestimmt war und der sie

auch später sehr unglücklich machte. Auch klagt sie in dieser Zeit sehr über schlechte Menschen, und ihre vielgerühmte Elastizität, zu der ihre robuste Gesundheit stets viel beigetragen hatte, lag schon recht danieder. Aber um diese Zeit ereignete sich etwas unbegreiflich Schönes: der Schwager brachte um Mitte August einen Brief des Hättschelhans, der also lautete:

„Mein Verlangen, Sie einmal wiederzusehen, war bisher immer durch die Umstände, in denen ich hier mehr oder weniger notwendig war, gemäßigt. Nunmehr aber kann sich eine Gelegenheit finden; darüber ich aber vor allen das strengste Geheimnis fordern muß. Der Herzog hat Lust, den schönen Herbst am Rhein zu genießen; ich würde mit ihm gehen und der Kammerherr Wedel. Wir würden bei Euch einkehren, wenige Tage da bleiben; um den Messfreunden auszuweichen, dann auf dem Wasser weiter gehn; dann zurückkommen und bei Euch unsere Stätte aufschlagen, um von da die Nachbarschaft zu besuchen. Wenn Sie dieses prosaisch oder poetisch nimmt, so ist dieses eigentlich das Tüpfchen aufs i Eures vergangenen Lebens, und ich käme das erstmal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück. Weil ich aber auch möchte, daß, da an den Bergen Samaria der Wein so schön gediehen ist, auch dazu gepiffen würde, so wollt ich nichts, als daß Sie und der Vater offne und feine Herzen hätten, uns zu empfangen und Gott zu danken, der Euch Euren Sohn, im dreißigsten Jahr auf solche Weise wiedersehen läßt. Da ich aller Versuchung widerstanden habe, von hier wegzuwitschen und Euch zu über-

raschen, so wollt ich auch diese Reise recht nach Herzenslust genießen. Das Unmögliche erwart ich nicht. Gott hat nicht gewollt, daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif sind, genießen solle; er hat ihm den Appetit verdorben, und so seis. Aber Sie möcht ich recht fröhlich sehen, und Ihr einen „Guten Tag“ bieten, wie noch keinen. Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann; ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangnem Leiden manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewehrt hat. Wenn ich Euch vergnügt finde, werd ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tags, die mich erwartet. Antworte Sie mir im ganzen Umfang zugleich. Wir kommen allenfalls in der Hälfte Septembers; das Nähere bis auf den kleinsten Umstand soll Sie wissen, wenn ich nur Antwort auf diesen habe. Aber ein unverbrüchlich Geheimnis vor der Hand auch gegen den Vater, Mercken, Bölling, u. s. w. Allen muß unsre Ankunft Überraschung sein. Ich verlasse mich drauf. Hier vermutet noch niemand nichts.“

⌘

⌘

⌘

Wer konnte glücklicher sein als Elisabeth!

Auch der Vater, dem der liebe Gott, nach Wolfgang's Worten, den Appetit verdorben hatte, raffte seine Kräfte noch einmal zusammen und genoß diesen Höhepunkt seines Lebens. Trotzdem gab er an

barem Geld so wenig her, daß die Hausfrau um des hohen Besuches willen Schulden machen mußte.

Genau nach Wolfgangs Anweisung ward das Quartier hergerichtet.

Im „kleinen Stübchen“ das Bett mit einem sauberen Strohsack, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist, dazu eine leichte Decke, denn die Rousseau-begeisterten jungen Herren waren in dem Grade zur Natur zurückgekehrt, daß der Herzog und Goethe das „Matrazenbette“ mit Hohn verschmähten. Ihre schönen Lüstres mußte sie zu ihrem Leidwesen aus dem herzoglichen Gemach entfernen, da Goethe sie „lächerlich“ fand; die Wandleuchter duldete man gnädigst. Dagegen kam das gute silberne Lavoir und Leuchter für den regierenden Herrn, der Bad und Ankleideraum nicht beanspruchte, zu Ehren. „Essen“ befahl der Herr Sohn kategorisch „macht Ihr Mittags um 4 Essen nicht mehr noch weniger. kein Geköch, sondern Eure bürgerliche Kunststück aufs best; was Ihr frühmorgens von Obst könnt schaffen, wird gut sein“.

Da Frau Rat in „ungemischter Speise“ von jeher groß war, so werden die soliden Welschhähnen, das Wildbret und die Geleepasteten, die die Trine wohl zu bereiten verstand, verbunden mit den oft erwähnten „alten Herrn“ des Weinkellers, wohl alle Ansprüche befriedigt haben.

Der 18. September war „der große Tag“, da der Vater und Frau Aja „denen seligen Göttern weder Ihre Wohnung im hohen Olymp, weder Ihr Ambrosia noch Nectar, weder Ihre Vocal- noch Instrumenthal Musik beneideten, sondern glücklich, so gottzglücklich waren, das schwerlich ein sterblicher

Mensch jemahls größere und reinere Freuden geschmeckt hat als wir beyde glückliche Eltern an diesem Jubel- und Freudentag.“

Der Herzog fand an dem derben, resoluten Wesen Frau Rats großes Wohlgefallen, denn „Natürlichkeit“ war ja Trumpf. Er unterhielt sich lieber „mit ihr und den Sonntagsmädeln, als mit denen hochadeligen Fräulein gänßcher“ im Konzert und der „Adeligen Gesellschaft“. Er nennt sie in einem Brief an die Mutter eine herrliche Frau, die er erstaunlich lieb bekommen.

Der fürstliche Besuch erregte bei den lieben Frankfurtern Mitbürgern natürlich nicht wenig Aufsehen; das Goethesche Haus ward von Neugierigen fast gestürmt; sogar Frau Rats alte Mutter freute sich noch des Enkels. Seine Glücksunne stand im Zenit. „Bruder und alles eines Fürsten“ kehrt er zurück in das Vaterland, wo der Prophet nichts gegolten hatte, in der Schönheit und Kraft seiner glücklichen Jahre, geläutert durch jenes Verhältnis mit Charlotte von Stein, darin der Geist der Geliebten ihn zu der ewigen Reinheit emporzog.

Glückliche Mutter des stolzen Genius, der die Götter die unendlichen Freuden auf den Scheitel geschüttet!

„Das war nun ein kleiner Abriss von denen Tagen, wie sie Gott (mit dem seligen Werther zu reden) seinen Heiligen aufspart; man kann hernach immer wieder was auf den Rücken nehmen und durch diesen Werkeltag Welt durchtraben und sein Tagewerk mit Freuden thun, wenn einen solche erquickungsstunden zu theil geworden sind.“

Die Tage folgen sich, aber sie gleichen sich nicht.

Als der ebenso in Szene gegangene Rückfahrtsbesuch vorüber ist, wird auch Frau Ajas sonst rosenfarbener Humor etwas „flohfarb“, und sie muß alle Kräfte anspannen, „damit Sauls unruhiger Geist sie nicht beim Schoppe erwische“ — „denn meine Glorie war fast groß und meine Freude ohne alle gränzen. Nun folgt der Alltag und die Tage, die uns nicht gefallen“.

Der Rat, der wahrscheinlich an Paralyse litt, wurde immer beschwerlicher. Die muntere Frau wird beinahe wehleidig.

Es ist merkwürdig, wie wenig ihr unverwüßlicher Humor standhält, wenn sie persönlich unter dem Ernst des Lebens leidet. Und in Glück und Gesundheit und Wohlstand gutes Mutes zu sein, ist am Ende keine Kunst. Sie klagt: „Mutter Aja sitzt ganz allein in den Hütten Kader und ihre Harpfe hängt an den Weiden. — Einsam wie im Grabe und verlassen wie ein Käuzlein in verführten Städten.“

Zwar freut sie sich dann auch wieder „nach unserer Saison dieses Erdenlebens“, und Briefe und Geschenke von Weimar verhelfen ihr zeitweise wieder zu ihrem alten Optimismus: „man spielt jetzt am 4. Akt, der fünfte ist nahe und das Ende wird immer gut sein“. Der Oberon bereitet ihr „seelige“ Tage, und schließlich resümiert sie getrost: „Wenn ich meine eigne Erfahrung zur Hand nehme, und denke, was ich alles, diesen punkt betreffend vor Narrens poffen gewünscht und nicht gewünscht, und wie wann es so gekommen wäre, die herrliche Epoche meines jetzigen Lebens gar nicht hätte erscheinen können, im gegentheile alles alles wäre ver-

dorben und verhungert geworden; so habe ich heilig geschworen, mich mit meinem Maulwurfs Gesicht in gar nichts mehr zu meliren, und zu mengen, es immer einen Tag, dem andern sagen lassen, alle kleine Freuden aufzuhäuschen, aber sie ja nicht zu anatomieren — Mit einem Wort — täglich mehr in den Kinder Sinn hineingehn, denn das ist Summa Summarum doch das wahre, wozu mir dann Gott seine gnade verleihen wolle Amen!"

Ein besonderer Lichtblick war ein langer Besuch von Schloffer, ihrer Sahlmer und den Enkelchen. Zugleich erschien auch Anna Amalia wieder — auf zwölf Tage.

Gerade in dieser Zeit aber erkrankte der Rat gefährlich, so daß man auf seinen Tod gefaßt war. Wenn sich die Krankheit auch wider Erwarten zum Besseren wandte, so wurde der Besuch der Herzogin doch sehr beeinträchtigt: „Das gab meiner Glückseligkeit einen harten stoß. Das Schicksal hat von je her vor gut gefunden mich in etwas kurz, und die Flügel unter der Scheere zu halten, mag auch bey dem allen, so gar unrecht nicht haben. Zu Ende dieser Woche, gehen auch meine Kinder und Kindes Kinder wieder fort, und da mag ich dann zusehen, wie ich mich zu Hause in der dunklen blauen Stube, und außer demselben in den Noblen Companigen der Frau Baaszen und anderen hübschen Leuten zurecht kome. Mein einziger Trost sind die 12 Spiegel im Rothen Hauß Saal, und so ohngefähr in der mitte des Novembers hebt sich die große Epoche des Vergnügens an — haben Thro Durchlaucht die gnade manchmahl des Frentags Abens um 6 uhr an mich zu denken — ich werde es nie

unterlassen, und zwar immer mit dem inbrünstigem Wunsche, daß Ihre Durchlaucht und dero ganze Reihe Gesellschaft auch da seyn, und diese übergroße Herrlichkeiten mit anschauen und genießen könnten: Dann etwas dem neuen Jerusalem ähnliches muß doch allemahl dabey heraus komen — und Tausend gegen eins gewettet, so sind die 12 Spiegel unsern Damen erbaulicher, als die 12 Perlen-Thore.“

Hierbei mag gleich dieses Lobsal der Frau Rat, die Komödie, Würdigung finden.

Ihre junggebliebene Begeisterung für alles Große und Schöne hatte eine große Freude daran, als gnädige Protektorin der Talente — eine Frankfurter Anna Amalia — sich zu fühlen und zu geben. Namentlich wandte sie ihre Gunst gerne Schauspielern zu, unterstützte sie mit Fürsprache und Barmitteln, lud sie häufig an ihren nahrhaften Tisch und ließ sich zu Gevatter bitten.

In ihrem Briefwechsel mit den Schauspielern nimmt namentlich die Kritik keinen kleinen Raum ein. Sie nennt diese Leidenschaft für das Theater ihr „Steckenpferd“, ruft ihm gelegentlich „halt — ho, ho“ zu, wenn es gar zu sehr im Galopp geht, und versichert, daß sie es sorgfältig „vernagelde wenn sie in eine honnete Compagnie ginge“.

Durch die zunehmende Krankheit ihres Mannes wurde sie „Herr und Meister“ über Haus und Vermögen und brauchte ihre rechte Hand nicht immer wissen zu lassen, was die linke tat.

Sie ließ schleunigst den unteren Stock und die Küche reparieren und unterhielt damit ihren Mann bei seiner zunehmenden Schwäche kindlich. Auch der Pflichten gegen den Sohn war sie sich wohl be-



wußt; Merck, der Weimar nun kannte, hatte sie vielfach mit schwarzen Erzählungen von dem widrigen Klima Weimars geängstigt, und das feuchte Gartenhaus unter den Nebeln der Elm, in dem der Herr Geheime Rat wohnte, hatte ihr manche trübe Stunde bereitet. Wie groß war ihre Freude, als er das stattliche und trockene Haus am Frauenplan bezog! Merck aber hatte noch allerhand anderes zu mäkeln. Er hatte die winzigen Verhältnisse des Duodezländchens belächelt, und selbst Frau Ajas arglosem Gemüt war aus allerlei Gründen manches über die Höfe und ihre Bewohner aufgegangen.

Seinerzeit hatte sie der Herzogin seine Zurechtweisung, „daß Wolfgang, weil ihn das Hofleben gar gesittet gemacht, nicht mehr mit den Zähnen knirsche“, gar nicht recht verstanden; allmählich aber kam ihr auch zum Bewußtsein, daß ihr impulsives Wesen sie den klug Beobachtenden und Zurückhaltenden gegenüber in Nachteil brachte.

So schreibt sie, mit sich höchst zufrieden, daß sie zwei Weimarer Kavaliers „zwar überaus höflich empfangen, sich aber übrigens sehr in Acht genommen habe, um nicht nach Frau Aja ihrer sonstigen Gewohnheit gleich vor Freude aufzufahren, wenn man Wolfgangs Namen nannte“. „Ich machte im Gegenteil meine Sachen so fein, als wenn der größte Hof meine Säugamme gewesen wäre.“ Und bei einem Besuch des Prinzen Konstantin heißt es: „Frau Aja ajate doch alles hübsch mit Maß und Ziel — sie wird ja einmahl gekheit werden.“

Und nachdem sie „einmahl“ eingesehen, daß auch in Weimar nicht alles Gold war, was glänzte, war sie recht geneigt Mercks Schelten: „Sie sollten



Silhouette der Frau Rat.
Aus Kefflers Gedenkblättern.

suchen, den Doktor wieder her zu kriegen — die Hauptsache hat er zustande gebracht — der Herzog ist nun wie er sein soll — das andere Dreckwesen kann ein anderer tun, dazu ist Goethe zu gut ic.“ — sich zu Herzen zu nehmen. Um ihren „Schrupeln“ zu entgehen, schreibt sie: „Lieber Sohn! Ein Wort vor Tausend! Du mußt am besten wissen was dir nußt — da meine Verfassung jetzt so ist, daß ich Herr und Meister bin, und dir also ungehindert gute und ruhige Tage verschaffen könnte; so kannst du leicht denken, wie sehr mich das schmerzen würde — wenn du Gesundheit und Kräfte in deinem Dienste zusehen, das schaale bedauern hintennach, würde mich zuverlässig nicht fett machen. Ich bin keine Heldin, sondern halte mit Chilian das Leben vor gar eine hübsche Sache. Doch dich ohne Noth aus deinem Würckungs-Kreis heraus reißen, wäre auf der andern Seite ebenso thörig — Also du bist Herr von deinem Schicksahl — prüfe alles und erwähle das beste — ich will in Zukunft keinen Vorwurf weder so, noch so haben — jetzt weißt du meine Gedanken und hiermit punctum.“

Der Magnet, der Goethe hielt, war zu stark; er schrieb der Mutter aber zur Entschädigung „einen herrlichen Brief“.

„Unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen und da man hoffen kann bey der Aerndte das Unkraut vom Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon gienge und mich selbst um Schatten, Früchte und Aerndte bringen wollte. Indesß glauben Sie mir das ein großer Theil des guten Mutes, womit ich

trage und würke aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens, mit einer unbedingten Ruhe, bey Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht und wenn ich mich, in Stunden des Verdrußes, als Leibeignen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir manches viel saurer werden. Möge ich doch immer von Ihnen hören, daß Ihre Munterkeit Sie, bey dem gegenwärtigen Zustande des Vaters, nie verläßt. Fahren Sie fort Sich so viel Veränderung zu verschaffen, als Ihnen das gefellige Leben um Sie herum anbietet."

Damit gab sie sich dann willig zufrieden.

Am 25. Mai 1782 starb der Rat nach zweijährigen „Pflanzenleben“.

⌘

⌘

⌘

Nach des Gatten Tode war die Witwe zuerst tief betrübt. Die langen Jahre hatten das Band zu fest geschmiedet, und Elisabeth fühlte nach dem Verlöschen des armseligen Lebens neben sich doch die entstandene Leere in ihrer ganzen Furchtbarkeit.

Ihr Haus kam ihr „still und öde wie ein Kirchhoff“ vor. „Einsam ganz allein mir selbst überlassen,“ klagt sie; „— wen die Quellen abgegraben oder verstoppt sind wird der tiefste Brunnen lehr — ich grabe zwar als nach frischen — aber entweder geben sie gar kein Wasser — oder sie sind gar trübe.“

Große Freude bereitet ihr die Geburt eines Erbprinzen zu Weimar in dieser Zeit.

Aber bald schien sich alles zurechtzurücken. Ihr

guter „Humor“ kehrt wieder, und nun begann sie sich behaglich und nach eigenem Geschmack einzurichten und suchte sich, wie sie schreibt, „ihr bisgen Leben noch so angenehm zu machen als möglich“, doch liebte sie keine Freude, „die mit unruhe, wirrwarr und beschwerlichkeit verknüpft ist“ — denn die Ruhe liebte sie von jeher — und „ihrem Leichnam“ tat sie gar zu gern die gebührende Ehre.

Die Trennung von ihrem Sohn aber machte ihr „ofte trübe Stunden“.

Da wohl Goethes treuer Philipp seine Korrespondenzpflichten mit der Zeit saumseliger versah, „ernante“ sie Goethes Pflege Sohn, den kleinen Fritz von Stein, zu ihrem Berichterstatter. Sie war wohl mit ihm zufrieden und lobte ihn in jedem Brief. In einem dieser Schreiben charakterisiert sie sich selbst aufs köstlichste:

„Von Person bin ich ziemlich groß und korpulent — habe braune Augen und Haar — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre, Ich kann das nicht finden — doch muß etwas daran seyn, weil es schon so oft ist behauptet worden. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters — daher thue ich alles gleich frisch von der Hand weg — das Unangenehmste immer zuerst und verschlucke den Teufel nach dem weisen Rat des Gevatters Wieland ohne ihn erst lange zu bekucken; liegt denn alles wieder in den alten Falten — ist Alles unebene wieder gleich, dann biete ich dem Troß, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“

Nachdem infolge einer Postversäumnis, die die

„glückliche Ankunft eines Geldbeutels von artiger Farbe und einer Bonbonschachtel“ verzögerte, eine leichte Spannung eingetreten ist, kommt dann „der liebe Cherubim“, Friß von Stein, gar auf Besuch zu Frau Rat zur Frankfurter Messe.

Das war ein herrliches Leben. Während früh die Frau Rat ihren Tee schlürfte, ließ Friß schon eine Birne nach der andern verschwinden. Als bald erschienen die kunstreichen Herren Sachs und Zeitz und nahmen sich der gepuderten Coiffüren an. „Also schön aufgetackelt, begann man sich für das vis a vis bei Taffel zu pußen“ und nach zwei ward der Gast auf die Messe gejagt. Im Schauspiel fand das Paar sich wieder zusammen, und der junge Kavaliere geleitete seine Dame ritterlich nach Hause, die dicke Katharine mit dem Licht voran.

Der Freundeskreis vermehrte sich jetzt beständig. Frau Rat pflegte stets lieber mit jüngeren als älteren Leuten umzugehen und machte sich gern über die Frau Baagen und den engen Horizont der älteren Frankfurter Generation lustig.

Besonders war es die Familie des Senators Stock, der eine Jugendfreundin Wolfgang und Corneliens Esther Moritz geheiratet hatte, wo sie sich wohl fühlte und jeden Sonntag zu Mittag speiste. Sodann der Schöff Fleischbein und Kleeberg, Schlossers Bruder Hieronymus, Bankier Fingerling, in dessen Garten vor dem Allerheiligentor Frau Rat gern weilte, Goethes andere Freundin, Elise Bethmann, die anlässlich des Puppenspiels „vom älteren Moor Prügel kriegte“ und deren Gatte Heinrich Mähler den Namen seines Schwiegervaters annahm und später geadelt ward.

Da Elisabeth nach dem Tode ihres Gatten in ihren Mitteln nicht im geringsten mehr beschränkt war, lud sie auch ihre Freunde alljährlich zu einem „Festn“ und entwickelte dann keine geringe „Geschäftigkeit, um vierzig Menschen mit Speiß und Tranck herrlich zu traktieren, Willpretsbraten, Geflügel wie Sand am Meer — es soll eben pompos hergehen“. —

Ihre Freude über Wolfgangs Reise nach Italien war unbeschreiblich, und sie hat besser als Frau von Stein, die im Herzen des „einzig geliebten“ die erste Stelle einnahm, verstanden, was Rom ihrem Wolfgang bedeuten mußte.

Eine leise, hellseherische Ahnung des mütterlichen Herzens scheint fast aus folgenden Zeilen, an Fritz von Stein gerichtet, hervorzugehen:

„Daß er gegen seine Freunde kalt geworden ist, glaube ich nicht, aber stellen Sie sich an seinen Platz — in eine ganz neue Welt versetzt — in eine Welt wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele dran hing — und den Genuß, den er nun davon hat. Ein hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gut besetzten Tafel bis sein Hunger gestillt ist weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken und Niemand wirds ihn verargen können.“

⌘

⌘

⌘

In dem bezeichneten Brief gibt sie „einen genauen Abruck ihres innern und äußeren Befindens,“ indem sie erklärt: „Mein Leben fließt still dahin, wie ein klarer Bach — Unruhe und Getümmel war von jeher meine Sache nicht — Tausend würde so

ein Leben zu einförmig vorkommen mir nicht, so ruhig mein Körper ist so thätig ist, was in mir denkt.“ Das „was in ihr thätig ist und denkt“ sollte dieser Frau, die alles Getümmel scheute und ihre Ruhe über alles liebte, noch harte Zeit bereiten. —

Wir wissen, daß Frau Rat das Theater zu ihren stillen Leidenschaften zählte.

Seitdem sie als stolze Mutter auch Wolfgangs Dramen aufführen sah, brannte die Flamme lichterloh. Und wenn sie behaglich auf ihrem abonnierten Suspendi thronend den Götz an sich vorüberausgehen ließ, und bei der Antwort auf die Frage: „Wo send Ihr her hochgelehrter Herr? — Von Frankfurt am Main! —“ die begeisterten Bürger der freien Stadt in donnernden Applaus ausbrachen, war das ein fröhlicher Tag für sie. —

Bei einer so lebendigen Phantasie, wie Frau Rat sie besaß, war es natürlich, daß sie, wie sie die Dichter aus ihren Werken liebte, auch die Schauspieler aus ihren Rollen lieb gewann, wobei ihr jugendlicher Geist die Schranken, die zwischen Ideal und Wirklichkeit stehen, leicht überflog.

Und da brach ihr daselbe Jahr 1788, das ihrem Sohn so verhängnisvoll ward, einen Sturm, der die „ewig lächelnden Wellen ihres Lebensbaches“ bis zum Grund aufwühlte.

Die Frau in der Blüte ihrer Jahre, stattlich „im braunen Haar und dem braunen Auge ihres „Einzigen“, die sich selbst zutraut, die Mutter des Prinzen Hamlet nicht übel vorstellen zu können, also eine Frau, die noch begehrt und begehrenswert ist, erwachte noch einmal zu einer Leidenschaft. Damit niemand es mißverstehe: Goethes Mutter

wußte, was sie sich schuldig war. Über die kindlichen Träume war sie hinaus, und von Liebe zum Manne ist dabei nie die Rede gewesen.

Es gibt Biographen, die dieses Verhältnis einfach ins Mütterliche, in das Wohlwollen einer Protektorin wandeln wollen und nicht ahnen, wieviel Poesie sie dabei zerstören. Und es ist doch unendlich schön, das Wirken jener Macht, die den Sohn sein Leben lang auf und nieder zog, in dem Wesen jener Frau zu verfolgen, die dem ungeliebten Gatten unsern größten Genius gebar.

Rührend zart, knospenhaft jene Liebe zu dem toten Kaiser - dunkelrot wie Herzblut jene wiederum rein seelische Leidenschaft zu dem Künstler, die vor den Tagen des Herbstes noch einmal mit aller Glut und allem Duft einer letzten Rose aus ihrem Innersten hervorbricht. Denn die Mutter des Mannes, dessen Alter wie seine Jugend war, blieb jung, auch als sie sich schon den achtzig näherte.

Der, dem diese Leidenschaft galt, war der berühmte Schauspieler Unzelmann, der etwa in Goethes Alter stand.

Mit dem divinatorischen Instinkt, mit dem die Frau Rat in Dingen der Dichtung und der Bühne zuweilen überrascht, hatte sie in dem jungen Künstler das Geniale gespürt. Der mit der Stieftochter ihres Freundes, des Theaterdirektors Großmann, jungvermählte Mann, bei dessen Kinde sie auch Pate stand, wurde zumeist für Rollen zweiten Ranges verwandt. Sein Ehrgeiz aber litt darunter sehr.

Frau Rat hatte unendliche Freude am Lesen von Theaterstücken mit verteilten Rollen. Dabei konnte es kommen, daß ihr verborgenes dichte-

risches Empfinden aus tiefsten Gründen überraschend emporquoll.

Noch als Fünfundsechzigjährige las sie in befreundetem Kreise mit Begeisterung den Posa bei der Lektüre des Carlos. Alles, was bei durchschnittlichen Naturen der Widerstand der stumpfen Welt früher oder später erstickt, lebte glühend in ihrem Innersten und wartete nur auf die Gelegenheit, neu hervorzubrechen. Und sie hat recht, wenn sie sagt, daß sie das Große vor Tausenden ihres Geschlechts zu fühlen imstande war. Besonders jene gewaltigste Tragödie, die die Menschheit hervorgebracht hat, Hamlet, schlug sie völlig in Bann, und „im Sturm und Drang ihres Herzens“ zeigte sie sich so erschüttert, daß ihre Nachbarin ihr einst wohlmeinend vorhielt: „Es ist ja nicht wahr, sie spielen's ja nur.“ Ebenjoseph war übrigens auch Wieland im Theater bei der Sache. In einem Stück, darin ein junges Mädchen den Ränken eines Intriganten ausgesetzt ist, spricht er ganz laut vor sich hin: „Kindchen, trau' ihm nicht.“

Wenn die Schauspieler bei Frau Rat weilten, war natürlich das Gesprächsthema unerschöpflich.

Der junge und hochbegabte Unzelmann erschien ihr besonders bildungsfähig, und sie suchte ihm ihre Auffassung der tragischen Helden zu suggerieren. Vielleicht haben sie auch das Stück Essex mit vertheilten Rollen gelesen, in dem das Verhältnis der alternden Elisabeth zu dem schönen, jungen und ritterlichen Essex ihrem eigenen zu Unzelmann nicht unverwandt war. Tatsache ist, daß Unzelmann das Recht besaß, sie mit ihrem Vornamen Elisabeth zu nennen, eine Gunst, die sie sonst keinem einräumte,

und daß sie sich in ihren Briefen an ihn stets so unterzeichnet hat.

Aber Unzelmann fand keinen Beifall in den großen Rollen und verhandelte heimlich mit Berlin, da seine Stellung in Frankfurt infolge von Schulden und Theaterkabaln eine sehr bedrückte war. Die Unterhandlungen führten zum Engagement. Als diese Nachricht zu Elisabeths Ohren kam, war sie wie zerschmettert; und aus der sonst so gleichmütigen und heiter bequemen Frau, die einmal ausruft: „Die Ruhe, die Ruhe ist meine Seligkeit!“ bricht die Leidenschaft wie ein Lavaström hervor.

„O! Täuschen Sie mich nicht wieder! O! Blasen Sie nicht den toden Funken wieder an — überlassen Sie mich lieber meinem Gram der eine solche Höhe erstiegen hat wo schwerlich was drüber geht — Bei einem Gewitter verkündigt doch der Donner die Annäherung des Blitzes — aber hier war Blitz und Schlag so eins; daß michs ewig wundern wird — daß mich meine Lebensgeister nicht den Augenblick alle verließen. Ich weiß warrlich nicht, ob ich nach so vielen vorhergegangenen Täuschungen, fehlgeschlagenen Erwartungen, mein Herz der Hoffnung die mich so offt, so unendlich offt hintergangen hat, ob ich dieser Betrügerin es je wieder öffnen soll: oder ob es nicht besser ist sie ganz zurück zu weisen, keinen Strahl davon mehr in die Seele kommen lassen — und mein voriges Pflanzenleben wieder anzufangen — ich sage es noch einmal — ich weiß es nicht.“

Sie spannte alle ihre Kräfte an, um die Sache noch zu hintertreiben, und in Gemeinschaft mit einem Mainzer Theaterfreund, Graf Spaur, bot sie alle

ihr verfügbaren Mittel auf. Vor allen Dingen handelte es sich darum, den erzürnten Intendanten Freiherrn von Dalberg, dem Schiller auch entflohen war, über Unzelmanns Entweichen zu beruhigen (die Truppe spielte teils in Frankfurt, teils in Mainz).

Die Verhältnisse waren aber derart verfahren, daß alles umsonst war; und um ihren Schützling flott zu machen, mußte seine Protektorin sogar das Reisegeld für das Paar aufbringen. Sie ahnte wohl dunkel, daß „Ehrgeiz und falsche Chimären“ der eigentliche Grund von Unzelmanns Fortgang waren, beruhigte sich aber dabei, er würde Abbitte tun und zurückkehren. Der Mime aber, der es durchaus nicht für eine Schande gehalten hatte, Schulden zu machen und seine Gönner dafür auskommen zu lassen, fand es plötzlich seinem feinen Ehrgefühl nicht gemäß, Abbitte zu tun und blieb in Berlin.

Elisabeths Verzweiflung war grenzenlos: „Wenn mir einfällt, daß es auf immer und ewig vorbei ist,“ ruft sie voll Leidenschaft, „so packts mich bei der Brust, daß ich denke, der Odem bleibt mir aus,“ und zitiert aus Emilia Galotti: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.“ Vor Jammer wurde sie körperlich leidend; sie mußte, was bei ihr unerhört war, das Bett hüten, und ein traurigeres Pfingstfest wie das 1788, als sie „krank an Leib und Seele“ an den Entflohenen schreibt, hat sie wohl kaum erlebt. Während das Paar in Berlin vergnügt neue Lorbeeren pflückte, verging sie, die sonst so gleichmütig war, vor Schmerz, den Namen ihres Lieblinges mit Schimpf bedeckt zu sehen, und bricht in die Worte aus: „O Schicksal, womit habe

ich das verdient!" Sie erinnert ihn rührend an die vergangene Zeit und zeigt die ganze Fassungslosigkeit einer Frau, der „ihr Märchen in den Brunnen gefallen ist“.

Die „tausendfarbige Göttergekübte“, die ihr Sohn seine Göttin und holde Törin zugleich nennt, die ihre Geliebten mit rauschenden Schwingen über Abgründe wegreißt und in Höhen trägt, die aber auch, des seligen Spiels müde, sie grausam in öden Verlassenheiten sich selbst überläßt: die Phantasie, in der Goethes Mutter innerlich lebt und webt, hatte ihr auch die herbsten Schmerzen ihres Lebens gebracht. Die „Gauklerin“, die sie jene Feengesellschaften lehrte, die Wolfgangs Entzücken waren, die ihr oft den grauen Tag vergoldet hat, hatte sie mitten im Flug herabstürzen lassen. Es war ein Lügenmärchen gewesen, das sie ihr vorgezaubert hatte. Unzelmann war einer solchen Neigung einer so reichen Seele nicht wert. Dies Märchen war in der That „in den Brunnen gefallen“ und drohte zur widerlichen Farce zu werden.

Ihre „schwärmerische Einbildungskraft“ genügt wohl, ihr das Verlorene mit den hellsten Farben darzustellen, aber nicht, sie mit neuer Hoffnung zu beleben. Sie war „verarmt“, wie sie selbst sagt, und diese unerschöpflich reiche Natur außerstande, sich in ihrem Jammer aufzuraffen. Die Frau, der es an tüchtigem Selbstbewußtsein nie gefehlt hat, bettelt bei dem, der ihr soviel verdankt, um einen Brief, ein gutes Wort. Sogar ihre niemals schlummernde Selbstsucht ist wie ausgeschaltet. Sie überwindet sich sogar so weit, dem Künstler, der in echter, gekränkter Schauspielereitelkeit um seine

Entlassung bitten will, weil das Publikum beim Erscheinen eines Luftschiffers im Theater das Stück zehn Minuten durch lauten Applaus unterbricht, dringend zu raten, ja in Berlin zu bleiben.

Nach einigen Monaten aber ist ihre derbe Natur Siegerin. Der Ton in den Briefen wird resolut, beginnt sich mit geschäftlichen Dingen zu beschäftigen, und ein neues Steckenpferd, das Klavierspielen, „macht sie glücklich“. Allmählich ist ihr aus Unzelmanns Verhalten wohl aufgegangen, an was für einen im Grunde jämmerlichen Kerl sie ihr Gefühl verschwendet hatte. Aus seinen und seiner Frau prahlerischen Renommistereien und gebliffentlicher Nichtachtung des Guten, was ihnen Frankfurt gegeben hatte, lernte sie die bittere Erkenntnis, daß das Beste ihres Gemütes, das reich genug war, Goethes Seele bilden zu helfen, einem abenteuernden Glücksritter als willkommene Handhabe gedient hatte. Der Purpurmantel, den sie dem Leichtsinnigen und Mittellosen für seine Repräsentationsrollen aus ihrer eigenen Garderobe geschenkt hatte, war wahrscheinlich der durch Erinnerung geweihte, der bei jenem „idealistischen“ Eislauf Wolfgangs Schultern umflattert hatte und der nun Unzelmann Triumphe in Berlin feiern half; jener andere Purpur aber, den ihre Phantasie, gefärbt mit ihrem Herzblut, um den hohlen und eitlen Menschen, der hinter dem Künstler stand, geworfen hatte, zerfiel Stück für Stück.

Wie tief und entsetzlich die Frau ihre Erniedrigung empfand, können wir aus zahlreichen Bosheiten ersehen, von denen nunmehr ihre Briefe an Unzelmann wimmeln. Es macht ihr geradezu

eine rachsüchtige Freude, ihm Stiche zu versetzen, ihn mit Erinnerungen zu demütigen, seine Prahlereien über seine Beliebtheit bei Publikum und Hof zu kommentieren und ihn mit Schilderungen der Triumphe seiner einstigen Rivalen zu kränken. Unzelmann fühlte es wohl, und da die im „Posaunenton“ erst so laut gerühmte Berliner Glorie zu verblässen begann, so schien es ihm ratsam, wieder in Frankfurt vorzubauen. Er schickte ihr Weihnachten 1789 das „Leben der Königin Elisabeth“, um wohl durch Erinnerung und Vergleich auf sie zu wirken.

Elisabeth aber, nun wieder ganz „Frau Rat“, ging nicht in die Falle. Kein Ton in ihrem Brief verrät mehr ihre Leiden, und sie erledigt alles in bester und unbefangenster Haltung. Trotzdem ist zwischen den Zeilen, in denen sie nur als wohlwollende, höherstehende Freundin der Familie Unzelmann auftritt, eine messerscharfe Abfertigung zwischen den Zeilen zu lesen, vor deren Verständnis den Mimen aber wahrscheinlich seine angeborene Eitelkeit freundlich bewahrt hat.

Denn schon vier Monate später teilt er der Besüßzerin mit, daß er nicht abgeneigt wäre, zurückzukehren. Eine größer geartete Natur hätte vielleicht in ungerechtfertigtem Idealismus vergeben und vergessen, davor aber schützte Elisabeth ihr gesunder Egoismus. Sie wußte, was sie sich schuldig war; und mit der Härte, mit der auch der Sohn ein für allemal da, wo er schlechte Erfahrungen gemacht hatte, die Brücken abbrach, stürzt sie den Künstler aus seinen Himmeln. Die kräftigen Bosheiten, mit denen sie ihre Abfage würzt, sind einer

so elementaren und von des Gedankens Blässe in ihren Instinkten unangekränkelten Natur wert. Als später der etwas dickfellige Herr noch einen Versuch macht, Frau Rats Einfluß zu seinen Gunsten auszubeuten, erhält er die Antwort: „Ich bekümmere mich jetzt, Gott sei Lob un Dank!!! um all das Theaterzeugs nicht mehr, denn niemand weiß besser als Sie wie ich vor meine Mühe Sorgen und Wohlthaten bin belohnt worden. Ein gebrandes Kind scheut das Feuer. Da haben Sie meine jetzigen Gesinnungen und Gelehrten ist gut predigen.“ Eine, so leid es uns tut, direkte Unwahrheit der unverzagten Frau Rat, da sie kurz zuvor schon ihrem alten Freund Großmann versprochen hatte, daß „seine wahrhaft großen Talente als Direktor und Schauspieler sie sich eifrigst bemühen wollte, ins Licht zu stellen“. Damit schließt diese Episode, deren Unterdrückung uns eines bezeichnenden Zuges an der Frau berauben würde, die unserm größten Dichter neben der gestaltenden Phantasie auch „des Hasses Kraft, die Kraft der Liebe“ mitgegeben hatte.

⌘

⌘

⌘

Zugleich zeigt sich bei der alternden Frau auch der gleichfalls dem Sohn vererbte und bei ihm so oft unsympathische Instinkt, mit Entschiedenheit abzulehnen, was der Behaglichkeit ihres wertgehaltenen „Leichnams“ Abbruch tun könnte. Sie besinnt sich allmählich auf ihre Jahre und beginnt Freude an ihrer Großmütterlichkeit zu finden. Da der Hätschelhans in dieser Hinsicht auf Cornelia und ihre Nachfolgerin Sahlmer sich verlassen hatte (von dem kleinen illegitimen Enkel in Weimar ahnte die

Frau Rat zum Glück nichts), so konzentrierte sich ihre Zärtlichkeit auf die Kinder der toten Tochter, und es sind uns ganz entzückende Großmutterbriefe an „die lieben Enkeleins“ erhalten. Corneliens Kinder Luise und Julie waren Johannas Kinder Henriette und Eduard gefolgt, und von Frau Rat mit großer Freude wie eigene Enkel begrüßt. Luise schien ganz den Charakter ihrer Großmutter geerbt zu haben; Julie, das Kind von Corneliens schmerzlichsten Leiden, war ein eigentümlich rührendes Geschöpf, das von der Mutter her keinen kräftigen Körper mitbrachte. Die Briefe dieses Kindes waren so ergreifender Art und erinnerten Wolfgang so an die Schwester, daß er sich nicht überwinden konnte, nach Emmendingen zu gehen, als Juliens Tod erwartet wurde, obwohl er ganz in der Nähe war, da es ihm unerträglich dünkte, seine Schwester zum zweitenmal sterben zu sehen.

Luise, die schon als kleines Kind so lustig war, nimmt die erste Rolle ein und wird wegen ihrer schönen Briefe nachdrücklich gelobt, und ihre wohl-ausgeführten Gaben, „selbstgestrickte Strümpfe, schöne prächtige Strickbeutel und Körbgen, ein prächtiges Arbeitstischgen vor das prunkzimmer“, werden mit Jubel, Stolz und hoher Anerkennung begrüßt, auch mit silbernen „Maschinen“ zum Stricken, rosa Kleidern, Büchern und süßen Spenden erwidert. Aber das Schönste sind denn doch die Besuche im lieben Haus am Hirschgraben, wenn die Enkelchen mit der dicken Katharine zur Wachtparade gehen und danach der süßen gebrannten Mehlsuppe der Jungfer Lieschen alle Ehre antun, oder am „kleinen, klimper kleinen“ Tisch dem Reis-

auf lauf der „Trinna“ zuspreden, oder mit der lustigen Großmutter „Vögel verkaufen — Tuchdiebes — Poß schimper — poß schemper“ und alles andere spielen, oder sie „ihr Licht leuchten läßt und durch anmuthige Geschichten, schöne Märlein ihnen die Zeit vertreibt — daß es eine Art und Schick hat“.

Daneben lernte sie das Brabanter Spitzenklöppeln, das ihr „eine kindische Freude bereitet“, so daß sie mit Klavierspielen, Lesen und Schachspiel wohlgezählte vier Steckenpferde hatte, wie sie stolz berichtet. Um einigen Nutzen von dem großen Hause zu haben, hatte sie den oberen Stock an eine Gräfin Jsenburg vermietet, mit der sie abends viel zusammen war.

Das Krönungsjahr 1790 sollte ihr, wie sie hoffte, den Besuch ihres Sohnes und Fritz von Steins bringen, denn von dem Aufhören des guten Verhältnisses zwischen Wolfgang und Frau von Stein ahnte sie nichts. Statt dessen kamen zwei andere holde Gäste: die beiden Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg und ihr Bruder, der Erbprinz, eine Bekanntschaft, aus welcher sich eine Kette von Freuden für die Frau Rat entwickeln sollte.

Vom ersten Augenblick, als die rosigen und blauäugigen Prinzesschen vor ihrem zugewiesenen Quartier im Goethe-Hause aus der Kalesche stiegen, den drolligen Brunnen im Hofe erblickten und jubelnd zu pumpen begannen, während ihre Wirtin in bekannter Parteinahme für die Jugend die aufsichtsführende Hofdame absperrete, hat sie die lieblichen Mecklenburgerinnen in ihr Herz geschlossen. Wenn die Kinder abends „mit drei Gabeln be-

waffnet“ an ihren Tisch kamen, wurden sie mit köstlichen Pfannkuchen und Specksalat bewirtet, danach spielte die spätere Königin Luise zum Tanz auf, und der Erbprinz tanzte mit der Frau Rat, oder sie erzählte ihren jungen Gästen Märchen, wie nur sie sie erzählen konnte. Der Herzog schenkte der Rätin zum Dank für ihre Freundlichkeit gegen seine Kinder eine Dose mit seinem Namenszug in Brillanten.

Mittlerweile ballten sich am Himmel der Ereignisse die Wolken immer dunkler zusammen. Die französische Revolution zog ihre Kreise weiter und weiter. Die Koalition Preußen und Österreichs führte, um den bedrohten König zu befreien, jenen unglücklichen Feldzug herbei, den Goethe unter dem Namen Campagne in Frankreich klassisch wiedergibt. Auch der Herzog von Weimar, der mit seinem preussischen Regiment als Großneste Friedrichs des Großen mitging, befand sich auf dem Kriegsschauplatz und ließ Goethe nachkommen. So war auch bei diesem Unglück nach der Frau Rat fröhlicher Philosophie ein Glück, und am 12. August schloß sie den lange Entbehrten in ihre Arme. Da kam natürlich mancherlei zur Sprache, und bei dieser Gelegenheit mag wohl das Urbild der schönen Szene aus Hermann und Dorothea sich ereignet haben.

Da versetzte bedeutend die gute, verständige Mutter:
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich ins
Auge:

„Sohn, was hat sich in dir verändert und deinem Gemüte,
Daß du zu deiner Mutter nicht redest wie gestern und
immer

Offen und frei und sagst, was deinen Wünschen gemäß ist.“
„Und so laßt mich o Mutter, denn da ich vergebliche Wünsche

Höffner, Frau Rat.

10

Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich da-
hingehn,
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne schadet sich
selber,
Der sich hingibt, wenn sich nicht alle zum Ganzen be-
streben.“
„Fahre nur fort,“ so sagte darauf die verständige Mutter,
„Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringste,
„Denn die Männer sind heftig und denken nur immer
das Letzte.“

Und so ist denn Goethes Gewissensehe wohl ans
Licht gekommen . . .

Schwerlich wird die Mutter die Nachricht leicht
aufgenommen haben, denn ihr Stolz und ihr stets
hervortretendes Bestreben, soviel Ehre und Freude
wie möglich von der Lebensernte einzuheimsen, war
empfindlich getroffen.

„Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu
denken, und wandelt auch den Umweg, geschickt zu
ihrem Zweck zu gelangen.“ So wußte sie auch
dies ruhig aufzunehmen und nicht durch „Leidenschaft
zu verwirren“.

Besonders mag wohl Goethes Bericht von der
Lieblichkeit seines August sie ergriffen haben; dazu
wohl auch die Erinnerung an Lili, wo es an ihrer
Passivität und ihrem heimlichen Widerstand gelegen
hatte, daß der Sohn dieser angemessenen Verbindung
entgangen war . . . Immerhin war ihr Hätschel-
hans nach jahrelangem Hungern zu Süßen der
strengen und hohen Geliebten glücklich, liebte seine
„liebe kleine Köchin“ und lustigen „Hauschatz“
zärtlich, und jedenfalls war diese Christiane das
Mittel gewesen, wie Frau Rat sich mit schnell-
fertiger Phantasie zurechtlegte, ihr zu einem schönen,

gesund und begabten Kind ihres vergötterten Sohnes zu verhelfen, das anerkannt und legitimer Erbe des Hauses werden sollte. So war es nach ihrer „leicht beruhigten Ansicht“ besser als eine fatale Ehe.

Sofort beschenkt sie den Sohn mit einem schönen Stoff mit grünen Streifen, den der nun erst ganz Glückliche an seinen „Engel“ schickt, in zärtlicher Vorsorge auf die „nächsten Umstände“. Denn natürlich hing von der Aufnahme der Mutter viel für seine Zukunftspläne in bezug auf August und Christiane ab. Er war vielfach nicht ganz gesund, und ihr Schicksal nach seinem etwaigen Tode mußte ihn mit gerechter Sorge erfüllen. Immerhin möchte die Frau Rat nicht erfreut gewesen sein, daß der verliebte Hätschelhans seinem Küchenschaf mitteilt, er hätte in Frankfurt zu viel essen und trinken müssen, und das von ihr bereitete Essen würde ihm viel besser schmecken. Währenddessen besorgte die gute Mutter Unterbetten und Kissen für die Künftlerehe.

⌘

⌘

⌘

Inzwischen gingen die Ereignisse ihren Gang. Die von ihren Siegen berauschten Franzosen brechen am Rhein ein, und Frankfurt gerät am 22. Oktober in Custines Hände. Zwar befreite sich die Stadt am 2. Dezember bereits unter Mithilfe einiger hessischer Bataillone durch eigene Tüchtigkeit von der Landplage, aber die Furcht, der übermächtige Feind werde eines Tages schrecklich wiederkehren, beherrschte die Bürger. Infolge der Kriegswirren war der Besuch des Sohnes bei der Rückkehr von der

Campagne nicht möglich. In dieser Zeit ließ man Goethe durch die Mutter eine Ratsstelle zu Frankfurt antragen, aber obwohl Frau Rat sich der Ehre freute, hielt sie den Sohn in Weimar doch für gut aufgehoben.

Ihre alte Gönnerin, Anna Amalia, lud sie wegen der Kriegsunruhen nach Weimar ein; aber was Frau Aja vor zehn Jahren noch mit Wonne erfüllt hätte, war jetzt nicht durchführbar. Weder wollte sie Haus und Besitz im Stich lassen, noch mögen ihr die veränderten Verhältnisse am Hof und im Freundeskreis gepaßt haben, zumal die Herrin des Hauses am Frauenplan Demoiselle Vulpius genannt ward und ihr gesamter Anhang, Tante, Schwester und gute Freunde, die geheimrätliche Wohnung füllte. Wenigstens kann man aus der grundsätzlichen Nichterwähnung Christianens in den derzeitigen Briefen auf ihre Gefühle schließen.

Denn das Leben in Frankfurt war nicht angenehm. Eine Einquartierung jagte die andere. „Ich fange an, das Ding herzlich müde zu werden — die Ordnung und Ruhe war in meinen jungen Jahren schon mein Element — seit anno 1790 treibe ich mich in beinahe ewigem Taumel herum — mein Haus sieht zum Erbarmen schmirig aus — und ist die Historie zu Ende — so brauche ich ein volles Jahr, bis alles wieder in vorigen Stand komt.“ Und ihre schönen und sorgsam verschlossenen Zimmer sahen aus wie eine Wachtstube, da „diese Menschenkinder“ den ganzen Tag Tabak rauchten.

Es schien sogar zweifelhaft, ob sie den Sohn, der im Frühling 1793 wieder zur Belagerung von

Mainz abging, würde aus Raummangel logieren können, aber natürlich machte sie es möglich und verlebte mit ihm zehn frohe Tage.

Diese Zeit hat Wolfgang wohl aufs neue benützt, um Christianens gute Eigenschaften der Mutter gegenüber zu rühmen, so daß sie ihr wieder ein Kleid und einen seidenen Schal schickt, wofür Christiane sich dann bedankt.

Stil und Orthographie von Goethes Genossin lassen allerdings sein bedingungsweises: „Sie wird es ja wohl lesen können“, gerechtfertigt scheinen.

Am 14. Juni erfreut die Mutter den Sohn mit der Nachricht: Ich werde an Dein Liebgem schreiben, und sechs Tage später rafft sie sich dann in einem sehr distanzierten und bei ihren Anlagen fast drollig wirkenden Brief dazu auf, den wichtigen Schritt zu tun. In diesem Brief wird der Demoiselle Vulpius von ihrer „Freundin Goethe“ die Befriedigung darüber ausgesprochen, daß die überschiedenen Sachen Freude gemacht hätten und sie aufgefordert, sie „als Andenken von der Mutter desjenigen, den Sie Lieben und hochachten und der auch wirklich auch Liebe und hochachtung verdient“, zu tragen. Als bald wird die Tat auch dem Sohn notifiziert.

In dieser Zeit erfolgte der Tod der kleinen Julie Schloffer, der die Großmutter sehr ergriff.

⌘

⌘

⌘

So gern die Frau Rat nun auch die abstrapazierte Einquartierung sich in ihren reinen und weichen Betten wohl sein ließ, so empfand sie die Last des großen Haushaltes doch sehr schwer. Schon das Auffüllen der großen Stückfässer, das sie stets allein

besorgte, nahm fünf Stunden in Anspruch, und drei Stockwerke vom Boden bis zum Keller, Bibliothek, Kunstfachen und Naturalien des Herrn Rat machten eine Menge Arbeit. So hatte sie denn mit dem Sohne den Verkauf des Hauses beschlossen, und nach seinem Grundsatz: Was man nicht nützt, ist eine schwere Last, hatte Goethe ihr dazu geraten.

Irgendwelche Pietät scheint Frau Aja nicht behindert zu haben, denn so gern sie „andere froh und glücklich sah“, so mußte doch zuerst sie selbst froh und glücklich sein, und ihrem von sentimentaler Rücksicht unbeschwerten gesunden Verstand schien es ganz natürlich, sich von „Trödel, der mit tausendfachem Tand in dieser Mottenwelt mich dränget, und altem Geräte, das ich nicht gebraucht, du stehst nun hier, weil dich mein Vater brauchte“, energisch frei zu machen.

Doch war dies Unternehmen keine Kleinigkeit. Denn „vor allen Dingen,“ schreibt sie, „muß ich meinem Stand und Würden gemäß ein Logie haben — daß ich mich in meinen letzten Lebensjahren nicht zu guter letzt herunter setze. Denn im fünften Akt soll ablaudiert werden und nicht gepfeifen werden — mit Gogel ist's nichts der nimbt niemandt, doch habe meine Lauerer aufgestellt — die werden schon was aufreiben.“ So wünschte sie also vor allem auf der Zeile, in der Nähe ihrer Freunde, zu wohnen. Auch auf schöne Aussicht kam ihr viel an, dazu wollte sie keine Treppen steigen. Die Zimmer sollten geräumig und elegant sein, hell und mit vielen Fenstern und leicht heizbar. Um Schränke und Truhen unterzubringen, verlangte sie weite Vorplätze und vor allem die neumodische Einrichtung

einer Klingel zur Mägdestube — „so wie ich was bedürfte — geklingelt“. Um keinen Preis will sie sich „in ein Loch verkriechen“.

Es schien zweifelhaft, ob ein solches Ideal in Frankfurt existierte. Noch zweifelhafter, daß sich in den unruhigen Zeiten ein Käufer für ihr Haus finden werde.

Vorläufig begannen die umständlichen Vorbereitungen, die Sortierung des Bodengerümpels, der unendlichen Papiere, der Bücher usw., über die die Frau Rat weiblich schimpfte. Auch das Probieren der Weine durch kundige Thebaner nahm Zeit und Weile weg. Der Egoismus des Alters kommt in dieser Zeit der Arbeit und Unruhe in besonderer Weise durch; der Tod der einst so sehr geliebten Mäze Brentano wird nur nebenbei gemeldet. Dagegen erfüllte das rühmliche und patriotische Verhalten der Frankfurter Bürgerschaft sie mit hohem Stolz, obwohl ihr sonst Unruhe im Gemüte ärger war als alle „ohne Hoßen bei der ganzen Armee“. Als sie für den kleinen August eine Guillotine besorgen soll, läuft ihr doch die Galle über: „Alles, was ich dir zu Gefallen thun kan geschieht gern aber eine solche infame Mordmaschine zu kaufen — das thue ich um keinen preis — wäre ich Obrigkeit die Verfertiger hätten an Halseißen gemußt — und die Maschine hätte ich durch den Schinder öffentlich verbrennen lassen — Was! die Jugendt mit so etwas abscheuliches spielen zu lassen — ihnen Mord und Blutvergießen als einen Zeitvertreib in die Hand geben — nein da wird nichts draus.“

Alle Bitten, der unruhigen Zeiten wegen nach Weimar zu kommen, lehnt sie mit Entschiedenheit

ab, und da Frau Rat zu keiner Zeit „eine Heldin“ war, so wird man ihr schwerlich unrecht tun, wenn man annimmt, daß sie nur ihre Unabhängigkeit bewahren wollte. Goethe ging nämlich mit der Absicht um, ein Gut zu kaufen und benötigte „45 000 Thaler!!“ eine Summe, bei der Frau Rat „schwindlig wurde“, so daß sie kategorisch erklärt: „Wer wird in diesen Trubelen ans Kaufen denken! Nun überlege! Verkaufe doch die Haut nicht, biß du den Bären hast. Ich bin ruhig und in völligem Zutrauen zu Gott daß alles gut gehen wird — aber wenn ich dich in obengesagter Verlegenheit wüßte, das würde mich mehr ängstigen als alle ohne Hoßen in ganz Frankreich. Noch einmahl thue was du willst nur ängstige mich nach geschene Sachen nicht — ich will ja alles thun, was ich kan und vermag, nur mögte meine paar Jahre noch ruhig durchleben, das ist das einzige was begehrt und verlangt deine treue Mutter Goethe.“

Sie wird überhaupt kategorischer und energischer denn je und scheint aus dem Übergewicht, das ihr ihre kluge Duldung dem Sohn gegenüber gab, nicht wenig Kapital zu schlagen.

Höchst ergötzlich ist aus dieser Zeit eine Episode mit Frau v. Laroché. Die beiden „total entgegengesetzten Greisinnen, deren eine man für eine Satire auf die andere halten konnte“, waren sich nicht eben sympathisch, wenigstens konnte die lebendige und originelle Goethe die anmutige Würde und wohl etwas gesuchte Vornehmheit der trotz allen Getues großherzigen und bedeutenden Laroché nicht recht vertragen. Da die Laroché nun an ihres großen Seelenfreundes Wieland Busen Erholung von

den schrecklichen Eindrücken des Krieges suchen wollte, trachteten ihre einstigen Schützlinge Goethe und Schiller, geängstigt von ihrer empfindungsvollen Beredsamkeit, die Sache zu hintertreiben, und Frau Aja, der der ehrenvolle Auftrag geworden war, benahm sich in der That, „als wenn der größte Hof ihre Säugamme gewesen wäre“, wie ihre nachstehende dramatische Erzählung beweist:

„Die Bürgerkrone wäre nun verdient. Mama La Roche kommt nicht zu Euch — ich könnte um meinen Ruhm zu vergrößern Euch rathen lassen wie ich die Sache betrieben doch kan vor diesmahl die Verheimlichung meiner Talente (aus Gründen die Ihr gleich hören sollt) nicht statt finden. Gestern fuhr ich nach Offenbach — zum Glück oder Unglück das kann ich noch nicht bestimmen war die I. R. nach Hanau gefahren aber ihre Tochter die Hoffrätthin Möhn war bei der Hand — ich will die Geschichte dialogisiren es klingt besser, als das ewige sagte ich, sagte Sie. Frau Aja — Eh Eh die Mama reizt doch auch immer im Lande herum ich habe gehört sie will auch nach Weimar — Möhnin: ja es ist so etwas im Werk — Aja — ja über diese Reise hätte ich doch etwas mit der Mama zu reden — doch da sie nicht da ist kan ichs Ihnen auch vertraun aber versprechen sie mir daß Wieland in seinem ganzen Leben nichts von alledem was ich jetzt sagen werde erfahren soll. — Möhnin. — ja das verspreche ich. Aja. Wieland ist mit Arbeiten so sehr überhäuft daß er die Nächte zu Hülfe nehmen muß — weil es eine absolute Nothwendigkeit ist, daß die Sachen fertig werden — darunter leidet sein ohnehin nicht starker Körper —

nehmen Sie nun noch Zerstreung dazu! sein Geist würde durch das Dasein seiner Freundin ganz auf andre Gegenstände geleitet werden — Demohngeachtet müßte seine angefangene Arbeit vollendet sein, da könnte wahrlich eine ganze Zerrüttung der Maschine bewürdet werden u. d. m. legen sie das der Mama an Herz und sie wird mir vor meine ihr gegebene Winke danken — Damit aber Wieland von unserem Plann (der doch in Wahrheit blos zu seinem besten angelegt ist) nicht ahndet; so muß die Mama einen Brief an ihn Schreiben, worinn sie mit großem Bedauern Umstände angibt (die bei jetzigen Zeiten leicht zu finden sind) die sie verhindern zu kommen. Möhnin. Das alles soll befolgt werden — das verspreche ich Ihnen. Nun könt Ihr ganz ruhig sehn denn zum Ueberfluß will sie Morgen nach Frankfurth und kommt zuverlässig zu mir — und da will ich so empfindsam Salbatern als wenn mann sagte Baal Samen daß mann es könte vor balsam nehmen."

Der Hemdenbattist, aus dem „Goethes Bett-schätz“ die Jabothemden für den Olympier nähen will, wird in den theuren Zeiten, wie es die Stockin auch immer macht, in einzelnen Lappen gekauft, „warum aber nicht vom ganzen Stück? Antwort — Weil es die nehmlichen Dienste thut und weil der Battist (da kein Franzos mehr her darf) jetzt enorm theuer ist“. Auch wird über die vertrackten „lateinischen Lettern nach Kräften geschimpft“.

Trotz alledem ließ Frau Aja sich nichts abgehen, schlief des Nachts ihre acht Stunden, speiste ihre drei Schüsseln zu Mittag, um fünf Uhr ihren „Eperkäs“ und ließ sich des Abends von „ehlenlangen

Krebsen des Tages Last versüßen“, besuchte ihre Montags- und Sonntagskompagnien und besonders fleißig das Theater, und dachte mit einem höchst unparlamentarischen Ausdruck: „Die großen Herren sollen sich sonst was, mich soll es nicht bekümmern.“ Indessen ließ sie ihre Schätze an „Leinwand von feinem und starkem Gewebe“, Silber und Geschmeide doch in sichern Gewahrsam nach Langensalza bringen.

Das Haus fand und fand keinen Käufer, und die Unsauberkeit und Unordnung des halben Umzugs waren der an Ordnung Gewöhnten eine rechte Last, jedoch bot der traurige Anblick des Kriegselends ein gutes Gegengewicht für üble Laune, wie sie selbst treuherzig gesteht. „Wenn ich bedenke wieviel unglückliche Menschen jetzt froh wären, wenn sie ein Haus hätten und wüßten, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten; so schäme ich mich, und bitte Gott um Vergebung vor meine Ungedult und Narrheit.“ Sie beginnt sich als Großmutter zu fühlen, fordert Vorschläge für den kleinen August zu Weihnachten und schickt sogar den Goetheschen Jungfermägden Christgeschenke, die sie klüglich, um allem Neid vorzubeugen, gleichartig wählt. Wilhelm Meisters erster Teil bereitete ihr damals nur „ein Gaudium“ wegen der Jugenderinnerungen.

Endlich nach langem Hin und Her wird das Haus zu einem ziemlich angemessenen Preise verkauft, aber nun war noch das „Ideal“ nicht gefunden. Aber Frau Rat hatte eben immer Glück, wie wir sie selbst erzählen hören. Ihr Eifer, sich von allem „Klingklang“ zu befreien, war so groß, daß sie sogar die einst mit „Jubelgeschrey“ be-

grüßten Marmorbüsten Anna Amalias, Karl Augusts und Wolfgangs verschenken wollte, ebenso Seekazens „Familiengemähle“ glorreichen Andenkens. Die vormals beanstandeten Lüster wollte der Hätschel- hans gern haben, dagegen war sie nicht gewillt, ihm ihre „Spiegeln“ abzutreten, da sie festiglich daran hielt, jegliche Pfeilerwand zu garnieren. Um einige Lädierungen zu entschuldigen, hält sie dem Olympier mit gewetzter Feder vor, daß die Spiegel vierzig Jahre gedient, den Siebenjährigen Krieg und drei Krönungen ausgehalten hätten, an ihr die Schuld also nicht läge . . .

Endlich war denn das große Werk getan, und nach dem Beispiel des Sohnes, auch aus dem Unangenehmen Nutzen zu ziehen, ließ die kluge Frau jedes Stück einzeln für ein Billiges von „zwey Preußischen Soldaten“ hintragen, so daß sie weder Schreiner noch Fuhrwerk bedurfte.

⌘

⌘

⌘

Nun beginnt ein behagliches Sichzurechtsetzen in dem schönen Quartier, das sie folgendermaßen beschreibt: „Eingerichtet bin ich ganz exelentz — 3 gar schöne Stuben in einer Reihe, eine von 4 Fenster die auch wohl einen Saal vorstelen könnte ist so lange man noch nicht ein zuheizen braucht meine Wohn und Besuch Zimmer — die zweyte von 3 Fenster ist mein Schlafzimmer — die von zwey Fenster haben meine zwei Mägde. Ferner ein schöner geräumiger Vorplatz wo alle meine Schränke stehn, eine schöne helle Küche — alles auf einem Platz auch noch Speiskammer — Holzplatz aber nun die Aussicht!!“ Um das Glück zu krönen, meldete

sich auch Goethe bei ihr an, sandte auch schon seinen Koffer, aber „alles zum Fenstergucken und Postkutschchen scharf beobachten“ half nichts, denn der Plan zerstückte sich. In der Ruhe besann sie sich dann allmählich wieder auf ihr wichtigeres Selbst. Besonders ergriffen sie die „Bekanntnisse einer schönen Seele“ (des Fräulein von Klettenberg), aus denen die Unvergeßliche ihr wieder nahe kam, und ihr alles, was sie der edlen Freundin für ihren inneren Menschen verdankte, ins Bewußtsein rief. In dieser Zeit der Gerührtheit und Einkehr war ihr Herz so offen, daß zum erstenmal seit langem ein Strahl ihres wunderbaren verborgenen Lebens wieder durchbricht in ihrem Ausruf: „Nach Tisch setzt sich der eine ans Fortopiano und singt mit der herrlichsten Stimme: Kents du das Land wo die Citeronen blühen? Das war etwas außerordentliches — der Ausdruck dahin dahin hat bei mir ein Gefühl zurückgelassen — das unbeschreiblich ist.“

Ebenso ging ihr die Aussicht, durch ihre mit dem Juristen Nikolovius vermählte Enkelin Luise Urgroßmutter zu werden, zu Herzen. Sie ließ es sich nicht nehmen, dank ihrer jüngst erlernten Fertigkeit, an das Kindszeug Spigen zu klöppeln und nicht etwa, wie sie voll Stolz schreibt, „so litum, larum, nein, sondern ein Brabanter Muster drei Finger breit und wohl zu bemerken, ohne Brille“. Da Luise durch ihren neuen Wohnsitz mit den Stolbergs und Jakobis Beziehungen bekam, so wurden „die seligen Tage der Vorzeit“ desto lebendiger in der alternden Frau. Sie zeigt sich tiefen und kontemplativen Betrachtungen geneigter

als sonst; es steigt sogar ein Anfang von historischer Weltbetrachtung in der sonst unbekümmert für sich selbst zuerst Besorgten auf, denn den Tod eines neugeborenen Söhnchens in Weimar kommentiert sie mit den nachdenklichen Worten: „Daß dem lieben kleinen Söhngen seine Rolle hienieden so kurz ausgeteilt war thut mir sehr leid — freylich bleiben nicht alle Blüten, um Früchte zu werden — es thut weh — aber wenn die Saat gereift ist und kommt dann ein Hagelwetter und schlägt's zu Boden, was in die Scheuen ein geführt werden sollte, das thut noch viel weher — wenn aber nur der Baum stehen bleibt, so ist die Hoffnung nicht verlohren.“ Aber es war anders bestimmt, und ihr Geschlecht sollte nur in den Abkömmlingen einer „teuren und ewig geliebten Tochter“ weiter leben. Es ist, als wenn sie etwas davon geahnt hätte, denn schon der Brief, den sie bei der Geburt des kleinen Urenkels schreibt, hat in seinem Schwung etwas von den alttestamentlichen Prophetinnen in ihrem Dank an Gott, „der sich uns allen aufs neue als den manifestiert, der freundlich ist und dessen Güte ewiglich währt.“

Sie konnte das alte Vertrauen auch recht wohl gebrauchen, denn der Krieg zog sich in die Nähe der Stadt. Die flüchtenden Mainzer erfüllten die Mauern mit Wagen und Getümmel, die Franzosen drangen bis Weklar vor, und die Frankfurter hielten Tag und Nacht Fuhrwerk bereit, um fliehen zu können. Am 12. Juli belagert Kleber die Stadt und bombardiert gerade den Teil, den Frau Rat vor Augen hatte. Den Abend verbrachte sie in leidlicher Ruhe mit ihren Wirtsleuten, aber als in der Nacht um zwei Uhr das Bombardement wieder

losging, schaffte sie doch ihre Sachen in den Keller. Bis dahin war sie noch guten Mutes, aber als der schwere Ernst des Krieges ihr näher vor Augen kam, Leute, die sie kannte, sich auf der Straße tot überschlugen und menschliche Gliedmaßen von den Körpern gerissen wurden, dankte sie Gott, mit ihren Mägden zu der guten Laroche nach Offenbach flüchten zu können. Bei dem Brande ging auch Frau Rats Elternhaus in Flammen auf.

Aber auch in diesen „sieben Wochen, die Odem holen unter Henkers Hand waren“, blieb sie unverzagt und in der achten Woche sah sie zu ihrer unaussprechlichen Freude wieder Frankfurter Soldaten auf der Hauptwache — „meinen Augen nicht trauend holte ich meine Lorngette und sie gingen mit Stöcken (den die Gewähre hatten die Franzosen alle mitgenommen) auf und nieder — was ich da empfand läßt sich nicht beschreiben“ — und „als zum ersten Mal: Meine Hoffnung stehet feste auf den lebendigen Gott zu uns herunter thönte, sange ich unter hellen freuden Thränen mit“.

Goethe plante in dieser Zeit mit dem Jugendfreund Gerning eine Reise nach Italien, um dort mit seinem Weimarer Hausgenossen H. Meyer zusammen zu treffen. Vorher hatte er den Wunsch, Christiane und seinen Sohn ganz sicher zu stellen und bedurfte zu diesem Zweck der Erbschaftsentsagung der Mutter. Sie war zwar bei der Aussicht, ihn bei den unsicheren Zeiten in Italien zu wissen, besorgt, aber schrieb sogleich: „Ohngeachtet ich ganz gewiß weiß, daß Gott mich deinen — ich kann das Wort nicht schreiben — nicht erleben läßt; so will ich doch auf deine Erbschaft Verzicht

überhaupt alles thun was dir Vergnügen machen kan, damit du ohne Kummer die Reize antretten und noch vierzig Jahre theils in Italien theils in Weimar des Lebens genießen kanst und solts.“ Ihn bald bei dieser Gelegenheit wieder zu sehen glaubte sie noch nicht recht, denn das Fenstergucken von zwei Jahren her hatte sie noch nicht vergessen. —

Goethe war in dieser Zeit sehr ernst gestimmt. In dem Umgang mit Schiller hatte er dessen schönes, reines Familienleben kennen gelernt und sein eigenes häusliches Los war ihm dabei in besonderem Licht erschienen. Zu redlich, vielleicht auch zu schwach, um sich von Christiane, die sein Sinnenleben nach wie vor beherrschte, los zu reißen, denn schwerlich hätte ihrer derben Natur die Trennung das Herz gebrochen, empfand er doch mit Schmerz die Stellung, in der das sehr geliebte Kind dieser Verbindung aufwuchs. Seine Gesundheit war schwankend, es konnte leicht Unerwartetes eintreffen.

Die Nachricht von Lillis heldenmütigem und einfachem Betragen in schrecklichster Lage war durch ihren Bruder, der noch in Frankfurt wohnte, bekannt geworden und hatte in Goethes Geist das Bild der Dorothea geschaffen. Wer kann sagen, welche Gedanken dabei durch seine Seele gegangen sind? Denn jetzt erst konnte er übersehen, was Lili ihm bedeutet hätte. Für sein geistiges Bedürfnis gab ihm der Umgang mit Schiller in Jena zwar vollen Ersatz, aber daheim ließ seine Christiane ihm zur Arbeit wenig Sammlung. Durch Schillers Einfluß allein erlebte er jene wunderbare dritte Blüteperiode.

Indessen kann man sagen, daß wir im Grunde

Christiane das schöne Bild der Mutter Elisabeth aus Hermann und Dorothea verdanken. Denn Goethes Liebe für sie war recht eigentlich ein Kompliment für die Art der Mutter gewesen. So wie Cornelia Frau von Stein verwandt war, so war es Christiane äußerlich betrachtet der Frau Rat. Lustig und hurtig, ohne sich mit Grillen zu plagen, tüchtig und gewandt in Küche und Keller, hübsch, drall und puglustig, kann sie der oberflächlichen Betrachtung — und der Sohn hat die Mutter aus eigener Anschauung nie in ihrer ganzen Bedeutung verstanden — als verjüngte Auflage der derben Frankfurterin gelten, zumal in der ersten Zeit der Verliebtheit. Goethe hatte in Frau von Stein, die schließlich doch das Verhängnis seines Lebens ward, die anspruchsvollen und intellektuellen Frauen kennen gelernt; in der Reaktion schlug seine Ansicht mit Heftigkeit zu den echten Ewastöchtern um, und die Mutter erschien ihm im Licht der gefälligen Freundin auch in ihren kleinen und kleinlichen Zügen verklärt, obwohl sein besseres Selbst sich doch immer wieder den erhabeneren Gestalten weiblicher Hoheit zuwandte. So war ihm die vertriebene Lili, von der Mutter ihm zugeführt, gleich einer herrlichen Vision, indem sein Herz sich wohl der Hoffnung zugewandt hat, Christianen sich zu einer Mutter und Hausfrau dieser Art entwickeln zu sehen.

„Die Flut der Leidenschaft, sie schlägt vergebens
Ans unbezwungne feste Land
Sie wirft poetische Perlen an den Strand,
Und das ist schon Gewinn des Lebens“,

oder wie Schiller sagt, er brauchte nur an seinem Lebensbaum „leis zu schütteln, um die schönsten

Frucht, reif und schwer, sich zufallen zu lassen". So ist wohl erklärlich, warum er bei der Lesung des vierten Gesanges von Hermann und Dorothea „Mutter und Sohn“ in Tränen ausbrach.

Auch die Mutter wird verstanden haben, was dies Gedicht sagen wollte und wohl eingedenk des nicht ohne ihre Schuld für den Sohn verschmerzten Glückes wußte sie, was sie ihm schuldig war, als er ihr ohne ihr Vorwissen bei dieser Gelegenheit, die, die nun einmal die Seinen waren und sein häusliches Glück ausmachten, zuführte, um sie für den Fall seines Todes ihr gleichsam als sein Erbteil zu übergeben.

Ins Haus der Mutter wagte er Christiane nicht zu führen; sie logierte im Schwan und die Mutter speiste dort mit ihr und Goethe.

Frau Rat wird den besten und ehrlichsten Willen gehabt haben, Christiane erträglich zu finden, und wie es ihre Art war, sich auf keinen Fall unnötig das Leben zu erschweren, so wollte sie auch hierbei das Beste finden. Sie hatte vielleicht etwas Schlimmeres gefürchtet und war nun freudig erstaunt, in Christiane eine nett aussehende, freundliche und ganz bürgerlich solide hübsche Frau zu finden, die bei einigem guten Willen ganz wohl zwar keine vornehme Frau, aber doch eine passable Gefährtin des Sohnes vorstellen konnte. Christiane, von Goethe gründlich instruiert, hat sich zweifellos zusammen genommen, zumal auch die natürliche und derbe Art der Frau Rat Befangenheit kaum aufkommen ließ. Die Lieblichkeit des kleinen August vollendete den Sieg. Zugleich empfand sie wohl Dankbarkeit gegen das Mädchen, das seine

sinnliche Macht über den Mann nicht in der Art ausbeutete wie Frau von Stein ihre geistige und ihm eine arbeitsame und sparsame Wirtschaftlerin war. Nicht unterschätzen soll man auch die Anschauungen der Zeit, die unter der Zartheit des Rokoko und der Wiedergeburt der Antike es nicht streng verurteilte, wenn ein Mann wie die Helden der Ilias irgend ein „rosenwangiges Mägdlein“ zur Zeltgenossin erkor.

Goethes Dankbarkeit war unendlich, und sein Wesen gegen die Mutter so aufgeschlossen und vertraulich wie noch nie. „Seit langer Zeit haben wir uns zum erstenmal ein wenig aneinander gewöhnt,“ sagt er selbst. Und die Mutter „erinnert sich mit Entzücken, wie wir so hübsch beisammen waren und unser Wesen so mit einander hatten“. Es war das letztemal, daß sie einander sahen.

Auf Goethes Gebot schickt Christiane Hufelands „langes Leben“ „mit einem heitern dankbaren Brief“ und fügt ein Paar selbstgestrickte Strümpfe bei. Auch unterließ die Schlaue nicht, ihren Fleiß und ihre Wirklichkeit ins rechte Licht zu setzen, so daß sie vollends das Hausfrauenherz der Mutter gewann. Es entwickelte sich ein recht herzliches Verhältnis, so daß sie schnell zum Rang einer „lieben Tochter“ emporsteigt und von ihrer „treuen Freundin und Mutter“ mit Anerkennung und Güte überhäuft wird. Durch Christiane blieb die Mutter auch über den selten schreibenden Sohn auf dem laufenden, wofür sie sich rührend dankbar zeigte, denn Weimar war, wie sie sagt, der einzige Ort auf der Welt, der ihre Ruhe hätte stören können. Ihre Angst kennt denn auch keine Grenzen, wenn die Nachrichten aus-

blieben; dann wird sogar aus der lieben Tochter die Demoiselle Vulpius und es heißt: Ich frage also, was es bedeutet, daß usw.

Sonst aber läßt sie es an Liebeserweisen nicht fehlen, und ebenso wie der Haushalt mit Weiskorn, Wein, Kastanien, Spaawasser, Trauben, Christkonfekt, kandierten Pomeranzenschalen versorgt wird, wie Stoffe für „Augusts Kleiderbedürfnisse, musterhafte Sacktücher für den Sohn“ eintreffen, so wird auch Christiane reich beschenkt und wie eine wirkliche Schwiegertochter gehalten. „Herrlicher Battist zu Kraußen, einen Sommerhut von neuester Fason, einen für Alltag von gelbem Stroh, ein anderer prächtvoller Hut, ein neumodischer großer Schaal von Seide oder Musselin, ein modischer Kopfaufpuß, taffetene, kattunene, atlassene Kleider von der neumodischen Farbe, egyptische Erde und Katune, die Jedermann vor Seidenzeug ansieht, mit einem Wort schön — schön,“ Kleider, die ihr wegen ihrer Niedlichkeit gefallen haben, ein treffliches Kleid von sich selbst als Überzug zum Pelzmantel, ein Staatskleid, das man im Winter und Sommer tragen kann, Kleider nach dem Grundsatz: „Was schmückt, das pußt,“ so hell wie möglich ausgewählt, englischem Barquent, der zu einem Kleid ins Wochenbett nicht übel stehen würde, alte Leinwand für dieselben Zwecke, Spitzen für das „Kindszeug“ — es ist unmöglich, die Gaben aufzuzählen, die der Postwagen von Frankfurt nach Weimar schleppt. Mehrmals gibt es auch große Geldgeschenke. Und wenn wir ihr auch eine andere Schwiegertochter gewünscht hätten, so können wir Frau Rat doch ohne Zweifel als das Ideal einer Schwiegermutter preisen, da

sie nichts als Lob, Aufmunterung und zärtliche Sorge für Christiane kennt. Ebenso sind ganz reizende Briefe an August vorhanden. Bald hatte sie auch die Freude, den Enkel bei sich zu sehen; es ist übrigens bezeichnend, daß sie ihn bei seinem unerwarteten Anblick nicht erkannte. Doch fand sie ihn groß und hübsch, und daß er die Liebe zum Theater von ihr geerbt hätte. Ebenso wie mit Fritz von Stein lebte sie mit dem Gast — „wie ein Vogel im Hanffamen, und hehsa, lustig ohne Sorgen wie der König Salomo“. Auch den Bekannten machte der frische, junge Mensch einen vortrefflichen Eindruck, so daß die begeisterte Großmutter ihm den Ring aus dem Nathan zuschreibt.

Goethes endliche offizielle Verheiratung erfüllte ihr einen „Herzenswunsch“; nach kurzer Zeit sah sie denn auch die neugebackene Frau Geheime Rätin bei sich, und sie macht der Freude über die Ankunft der lieben, lieben Tochter mit folgenden Worten Luft: „Du kannst Gott danken! So ein Liebes — herrliches unverdorbenes Gottes Geschöpf findet man sehr selten — wie beruhigt bin ich jetzt (da ich sie genau kenne) über alles was dich angeht,“ wobei auf Frau Rats Herzengüte wohl das nämliche Teil kommt wie auf Christianens Tugenden.

Sonst ging ihr Leben gemächlich seinen Gang. Nach ergiebigem Schlaf wird der Kaffee zusammen mit einer großen Bouteille Wasser genommen, damit er nicht in den Kopf steigt, und dann wird die schöne Aussicht genossen. Mit Lesen, Klavierspielen, Spigenklöppeln, Briefschreiben kommt Schlag zwölf der Mittag heran, und die Hausjungfer Lieschen

trägt die drei Schüsseln auf. Besuche von oder bei guten Freunden und zuletzt das Theater füllen ihren Tag. Im Winter wird des teuren Holzes wegen für gewöhnlich nur ein Zimmer geheizt, im Sommer dagegen lebt Frau Rat mit der erwachenden Natur auf. Zwar sind ihr Mai und Juni gar verhaßt, weil sie da aus ihrer Gemächlichkeit herauskommt, denn da wird für das ganze Jahr Maibutter eingemacht, Holz gekauft, die große Wäsche wird nach alter Sitte im ganzen besorgt und dann, duftend von Maisonne und grünem Rasen, in die Truhen verstaut, und endlich wird die jährliche Molkenkur erledigt. Aber dafür bringt der Sommer auch Freuden in Menge für die rüstige hohe Siebzigerin. Zu dem vielgerühmten Quartier gehört ein Bleichplatz, wo sie die feine Wäsche bleicht und auch eine Zahl selbstgesponnener Garne zu Zwirn, weil er haltbarer ist zum Nähen, und wo sie gern den ersten Strahl, der um den Schornstein kam, abwartete, denn die Sonne aufgehen hat Frau Rat ihr Leben nicht gesehen. Ein ergötzliches Idyll aus jener Zeit berichtet uns Bettina in einem Gespräch:

„Weißt Du was? meine französische Einquartierung hat gestern von mir Abschied genommen! — Und eh ich mir's verseh fällt mir der Bub um den Hals und küßt mich und sagt: vous êtes ma mère, und flennt, und ich muß auch flennen, denn da hättest Du das Ambrassieren sehen sollen, denn er ist immer wieder die Trepp hinauf gesprungen und hat mir noch einmal die Hand gedrückt, und noch einmal. Es hätt kein End genommen wenn die Trommel nicht gangen wär. Und heut morgen kommt der Falk da hereingehüpft und hat ein

Vergifmeinnichtstrauß auf dem Buckel gebunden und jetzt macht mir das Thier alles voll!"

„Ei Frau Rath das ist kein Falk.“

Fr. Rath. Nun so ist's ein Adler.

„Es ist aber auch kein Adler!“

Fr. Rath. Nun so ist's meinetwegen der Geier.

„Kein Geier ist's auch nicht!“

Fr. Rath. So ist's dann der Guckuck, denn kein Spaß ist's doch auch nicht.

„Nein es ist eine Aigel (Elster).“

Fr. Rath. Nun, so nimm die Aigel, und schlepp sie mit fort und erter mich nicht mit deine dumme Naturwissenschaften derweil Deine Aigel mir den ganzen Stubenboden voll macht.

„Ei warum ist dann die Aigel jetzt mein?“ —

Fr. Rath. Ja sie ist Dein! — und die Vergifmeinnicht kannst Du auch behalten, was soll eine alte Frau mit Vergifmeinnicht? — Der kleine Franzos! — Wie der Abschied nahm mit seinem frischen, feurigen Blick: — das liegt mir im Sinn, dort stand er als am Fenster Abends wenn die Sonne unterging und hat ihr nachgeguckt, und wenn er sich dann herum gewandt hat, da waren ihm die Augen voll Wasser; ich sagt kommt her Bub und reicht ihm die Hand und fragte, gelt Du denkst an Deine France! an Deine Patrie? — Oui Patrie hat er gesagt, Adieu pour jamais sagt er und dann küßt er den Vogel dort den er mitgebracht hat aus seiner France. Nein, dacht ich, der hat kein Soldatenblut — Aber wies gestern geheißt hat: Marchons enfants des la patrie, da hättest Du den Buben sollen sehn wie er sich gestreckt hat, wie sein Schritt aufprallte, und die Gluth in seine Augen und sein

Mund der ganz übermüthig angeschwollen wie dem Kriegsgott; er strich sich die Haare aus dem Gesicht, und stülpte den Helm auf, und wie die Aegel ihm wollt auf den Kopf fliegen sagt er Non non! und litt's nicht! — Nun fort ist er! — Armer Letiers! gut Bürschen. — Nun sieh einmal den Vogel da wie er auffhorcht! — Guck da kommt er aus der Eck hervor, man sollt meinen er kennt den Namen! — Hol ihn herbei und setz ihn auf den Tisch. — Mo! Pochtausend! — Hüpf mir der Satan auf den Kopf! Herunter von der neue Haub, die ist kein französischer Roßschweif!“ —

Aber Frau Rat hat es auch damit gehalten, daß man von schönen Gefühlen nicht satt wird. Und so fuhr sie auch nicht ungern mit dem Wagen der Bethmännin, mit den Süßkerchen ins Kirschenswäldchen, „an diesen einzigen Plaisirort, wo die Kirschchen wie die schönste Rubinen in smaragdenem Blätterschmuck an bene Bäume hängen, wo die Frankfurter Sonnenstrahle ein Goldnetz durchwirken und der Himmel sein Zelt mit silberne Wolken drüber spannt.“ — „Jetzt ohne weiter Federlesen die Spigehaub eweil auf der grünen Bouteill aufgepflanzt die Fieethandschuh ohne Daumen, daß ich sie nicht brauch ausziehen beim Kirschenessen, das Körbchen nem ich mit daß ich kan Kirschchen mitbringen — die kleine schwarze Salopp und den Sonneparaplü, denn um die jetzig Sommerzeit kommt häufig ein klein erquidlich Regenschauerchen mitten durch den Sonnenschein.“

Abends wird dann ein „Korb mit treffliche Herzkirschchen“ ans Bett gestellt und die Wasserflasche dabei, und „dann wird sie sichs wohl sein lassen

wie eine Prinzess und die ganze Nacht Kirschen fressen". Der ganze Sonntag wird vor dem Bockenhheimer Tor in Senator Stocks Garten verbracht, so geht es das Jahr durch und für alle Feiertage wird ein Extraprogramm gemacht. So freute die ewig Junge noch mit 70 Jahren sich ihres Lebens, „denn warum sollte es einem auf dieser schönen Gotteseerde nicht wohlsein“.

Dabei war sie wohl bedacht, ihren stattlichen „Leichnam“ herauszuputzen, und mit ihren großen schwarzen Augen, die der Sohn von ihr geerbt hatte, aller Welt zu imponieren, und wenn sie in ihrem vom Herrn Friseur Heidenblut, mit dem Kamm hinterm Ohr, künstlich aufgedonnertem Lockenbau, die Schminke um des möglichst superben Aussehens willen fingerdick aufgelegt, in einem feuerfarbenen Schlepprock mit „doppelte“ Florspitzen, „Diamantbrasselett“, echte Perlen um den Hals und ein „Schlupp“ von Diamanten vorgesteckt, in der Hand eine der köstlichen Dosen, dahergerauscht kam, so wußte sie, was man ihr schuldig war. Als der Fürstprimas sie und August zur Tafel lud, beachtete sie den Gastgeber gar nicht, weil sie ihn wegen seiner unscheinbaren Figur und einfachen Tracht für einen simplen Abbé hielt, und wenn sie mit ihren vier Urenkelchen Nikolovius, stolz wie eine Pfingstrose im Theater erschien, so zeigte sie den wackern Reichsstädtern den Stolz der Maria Theresia als Großmutter. Ihre Originalität wurde zuweilen schon furchterregend, so daß man mitunter an ihr zu „verdauen“ hatte. Ihr Abonnement benutzte sie ohne jegliche Rücksicht auf ihre Partnerin, und bei ihren Lieblingsstücken durften ihre Nachbarn nicht wagen, sich „salva venia

die Nasen zu putzen". So thronte sie auch an jenem Abend, von dem die Günderröde erzählt, im Parterre, in dem keine fünfzig Menschen saßen. „Werden spielte recht gut, und die Rat klatschte bei jeder Szene, daß es widerhallte. Werden verbeugte sich tief gegen sie, es war gar wunderbarlich, das leere Haus und die wegen der Hitze offenen Logentüren, durch die der Tag hereinschien, dann kam der Zugwind und spielte mit den lumpigen Dekorationen, da rief die Goethe dem Werden zu: „Ah, das Windchen ist herrlich“ und fächelte sich, es war doch gerade als spielte sie mit . . . Ja, Du magst recht haben, es ist was Großes darin, und es ist schauerlich und daher tragisch gewesen, diese Leere, diese Stille, die offenen Türen, die einzige Mutter, voll Ergötzen, als habe ihr der Sohn den Thron gebaut, auf dem sie weit erhaben über dem Erdenstaub sich die Huldigung der Kunst gefallen läßt — Sie spielten auch recht brav, ja begeistert, bloß wegen der Frau Rat, sie weiß einen in Respekt zu setzen. Sie schrie auch am Ende ganz laut, sie bedanke sich und wolle es ihrem Sohn schreiben.“

Sie hatte außer in ihrer Eigenschaft als Mutter des großen Dichters ein Recht auf besondere Ehren vom Theater, auch als oft konsultierte Beraterin des Weimarer Intendanten und Theaterdirektor Goethe.

Der Sohn wandte sich oft in persönlichen und technischen Fragen an die so theaterkundige Mutter, und die Beantwortung dieser Fragen, Vermittelung von Engagements usw. nimmt einen Hauptteil der Korrespondenz ein.

Im Herzen aber war sie voller Dankbarkeit für alles, was ihr an Ehren, Freuden und Liebe

widerfuhr, wie sie an Christiane schreibt: „Ich befinde mich Gott! sey Dank recht wohl — werde (ohne daß ich begreifen kan wie es eigentlich zugeht) von so vielen Menschen geliebt, geehrt — gesucht — das ich mir offte selbst ein Rätsel bin und nicht weiß, was die Leute an mir haben — genug es ist so — und ich genüße diese Menschen güte mit Danksagung gegen Gott.“

Wie schön es der Hättschelhans in Weimar habe, erfuhr sie erst recht durch einen Besuch der Laroche in Weimar, den sie diesmal nicht hatte verhindern können; denn Wielands Herz sehnte sich nach der Freundin seiner Seele, wie Frau Rat schreibt: „Der Vetteran hat ihr die einladendsten Briefe geschrieben.“ Auch Goethe feierte die ehemalige Gönnerin durch ein Gastmahl, und durch die dithyrambischen Schilderungen der ästhetischen Freundin wurde Frau Rat in wahrsten Respekt versetzt, so daß sie voller Entzücken schreibt: „Ei! Was hat die mir vor eine herrliche Beschreibung deines Hauses gemacht — das deliziese Gastmahl das du Ihr gegeben hast — das prächtige grüne atlasene Zimmer — der herrliche Vorhang — das Gemähde das dahinter war — Summa Sumarum — einen ganzen Tag hat Sie mich davon unterhalten was mir das vor ein Tag war kanst du leicht denken!!! Gott! Erhalte und Seegne dich laße es dir wohlgehen — und lang mögstes du Leben auf Erden — und das wird geschehen, denn der Mutter Seegen baut den Kindern Häuser. Amen!“

Die Krone ihrer Ehren aber waren die Besuche „ihres Prinzeßchens Luise“, der nunmehrigen Königin von Preußen, in Frankfurt, 1799 und 1803. Der

Erbprinz von Mecklenburg sagte sich zum Mittag bei ihr an und geleitete sie dann „mit zwei Bedienten hintenauf“ zur Königin, was in Frankfurt eine „erstaunliche Wirkung“ tat. Noch viel schöner war es 1803, wo die Königin wie die Sonne unter den Sternen, sie im Beisein des Königs, des Herzogs von Weimar und ihrer drei Schwestern empfing. Während Frau Rat „zu gleicher Zeit hätt' lachen und weinen mögen“, kam es noch besser. Denn Luise „wie eine schöne Götternymph mit ihrer blendenden Stirn und wunderschön blas roten Farb' und freundlichem Mund ging in ihrem schneehagelweißem Saltgewand“ an einen Schrank und hing Goethes entzückter Mutter ein goldenes Geschmeide um den Hals. — „Dieses alles ist aber nichts gegen dem, wenn Ihr wirklich herkommen solltet,“ schreibt sie trotzdem nach Weimar.

Eine Frau, der solche Ehre widerfahren war, konnten andere Begegnungen sicher nicht rühren. Als Frau von Stael nach Frankfurt kam, mied sie aber doch lieber die gelehrte Dame, und die bloße Möglichkeit, mit der geistreichen Frau zusammenkommen zu sollen, drückt sie wie ein Mühlstein am Hals. Denn ihr „Genius“ war anderer Art. Dennoch setzte die Französin ihren Willen durch, und Bettina hat uns die Begegnung sehr erbaulich geschildert. Wobei zu erwähnen ist, daß, wenn Bettinas Erzählungen auch um der dichterischen Wirkung willen zurecht gemacht sind, sie doch Frau Rats Eigenart völlig realistisch wiedergibt.

„Die Mutter hat mir nun befohlen, Dir alles ausführlich zu beschreiben; die Entrevue war bei Bethmann-Schaaf, in den Zimmern des Moritz

Bethmann. Die Mutter hatte sich — ob aus Ironie oder aus Übermut, wunderbar geschmückt, aber mit deutscher Laune nicht mit französischem Geschmack, ich muß Dir sagen, daß wenn ich die Mutter ansah, mit ihren drei Federn auf dem Kopf, die nach drei verschiedenen Seiten hinschwankten, eine rote, eine weiße und eine blaue — die französischen Nationalfarben, welche aus einem Feld von Sonnenblumen hervorstiegen — so klopfte mir das Herz vor Lust und Erwartung; sie war mit großer Kunst geschminkt, ihre großen Augen feuerten einen Kanonendonner, um ihren Hals schlang sich der bekannte goldene Schmuck der Königin von Preußen, Spitzen von altherkömmlichen Ansehen und großer Pracht, ein wahrer Familienschatz, verhüllte ihren Busen, und so stand sie mit weißen Glacehandschuhen, in der einen Hand einen künstlichen Fächer, mit dem sie die Luft in Bewegung setzte, die andre welche entblößt war, ganz beringt mit blitzenden Steinen, dann und wann aus einer goldenen Tabatière mit einer Miniature von Dir, wo Du mit hängenden Locken, gepudert, nachdenklich den Kopf auf die Hand stütest, eine Priße nehmend. Die Gesellschaft der vornehmen älteren Damen bildete einen Halbkreis in dem Schlafzimmer des Moritz Bethmann; auf purpurrotem Teppich in der Mitte ein weißes Feld, worauf ein Leopard — sah die Gesellschaft so stattlich aus, daß sie wohl imponieren konnte. An den Wänden standen schöne, schlanke, indische Gewächse, und das Zimmer war mit matten Glaskugeln erleuchtet: dem Halbkreis gegenüber stand das Bett auf einer zwei Stufen erhöhten Estrade, auch mit einem purpurnen Teppich ver-

hüllt, an beiden Seiten Kandelaber. Ich sagte zur Mutter: die Frau Stael wird meinen, sie wird hier vor Gericht des Minnehofes zitiert, denn dort das Bett sieht aus wie der verhüllte Thron der Venus. Man meinte, da dürfte es manches zu verantworten geben. Endlich kam die Sangerwartete aus einer Reihe von erleuchteten Zimmern, begleitet von Benjamin Constant, sie war als Corinna gekleidet, ein Turban von aurora- und orangefarbener Seide, ein eben solches Gewand mit einer orangen Tunika, sehr hoch gegürtet, so daß ihr Herz wenig Platz hatte; ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzten, ihre Lippen auch, von einem mystischen Rot; die Handschuhe waren herabgestreift und bedeckten nur die Hand, in der sie das bekannte Lorbeerzweiglein hielt. Da das Zimmer, worin sie erwartet war, so viel tiefer liegt, so mußte sie vier Treppen herabsteigen. Unglücklicherweise nahm sie das Gewand vorne in die Höhe statt hinten, dies gab der Feierlichkeit des Empfanges einen gewaltigen Stoß, denn es sah wirklich einen Moment mehr als komisch aus, wie diese ganz im orientalischen Ton überschwankende Gestalt, auf die steifen Damen der Tugendverschworenen Frankfurter Gesellschaft losrückte. Die Mutter warf mir einige kouragierte Blicke zu, da man sie einander präsentierte. Ich hatte mich in die Ferne gestellt, um die Szene zu beobachten. Ich bemerkte das Erstaunen der Stael über den wunderbaren Puz und das Ansehen Deiner Mutter, bei der sich ein mächtiger Stolz entwickelte. Sie breitete mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der rechten salutirte sie mit dem Fächer spielend, und indem sie das Haupt mehrmals sehr herablassend

neigte, sagte sie mit erhabener Stimme, daß man es durchs ganze Zimmer hören konnte: „Je suis la mère de Gæthe“; „ah je suis charmée,“ sagte die Schriftstellerin, und hier folgte eine feierliche Stille. Dann folgte die Präsentation ihres geistreichen Gefolges, welches eben auch begierig war, Goethes Mutter kennen zu lernen. Die Mutter beantwortete ihre Höflichkeiten mit einem französischen Neujahrswunsch, welchen sie mit feierlichen Verbeugungen zwischen den Zähnen murmelte, — kurz, ich glaube, die Audienz war vollkommen und gab einen schönen Beweis von der deutschen Grandezza.“

Da noch viele andere Besuche von Rang und Ruf nicht unterließen, sich der Rätin Goethe ehrfurchtsvoll präsentieren zu lassen, so mangelte es ihrem Lebensabend allerdings nicht an Farbe und Vergoldung und das mit Recht; denn sagt die Frau Rat: „im fünften Akt muß applaudiert und nicht gepfiffen werden.“

⌘

⌘

⌘

Ihr Tag begann sich zu senken. Sie war über siebzig, das Alter, wo der Mensch sonst langsam zu erstarren beginnt.

Aber in ihr war vulkanischer Boden, gleich jenem wunderbaren Feuer, das in den Tiefen der Erde schläft und nur zuweilen mit Blut und Gewalt hervorbricht.

Sie blieb innerlich jung wie der geliebte Sohn.

Aber sie war auch innerlich vereinsamt, denn ihr Tiefstes, Geheimstes verstanden „diese Menschenkinder alle“ doch nicht. Die „ledernen Philister“ wären wohl ganz verdattert gewesen über der Frau

Rat ihren pindarischen Schwung, den sie garnicht hinter ihr gesucht hatten. Denn der Mensch siehet, was vor Augen ist.“

Selbst der Sohn hat sie, wir wiederholen es, nicht ganz erfaßt. Das hat das Genie mit andern gemein: die ihm das Leben gab, versteht keiner.

Wenn Goethe trotzdem erklärt: „Es wäre ganz vergebens von den Eigenschaften meiner Mutter sprechen zu wollen,“ so verdankt er diesen heiligen Schatz, sein liebendes Wissen von ihr jener wunderbaren Gestalt, die wie eine Repräsentantin der deutschen Jugend ihre letzten Jahre umschwebt hat. —

Schon lange trachtete Frau Rat, die sich den Glauben ihrer Jugend durch so viel Auf und Ab des Lebens bewahrt hatte, „ganz in den Kindersinn hinein zu wachsen“. Bei den Kindern hatte sie von je ihre liebste Erfrischung gefunden, in den Seelen, die noch fremd sind im Lärm und Staub der Welt und mit großen Augen aus ihrem seligen Bezirk hineinblicken in das Getümmel auf dem großen Markt der Eitelkeit.

Mangel an Geist und an der Seele ist sonst ihre Klage, die sich durch alle ihre Briefe hindurchzieht. „Wir haben hier das Thirische Leben betreffend an nichts Mangel: — aber dem Geist geht es wie Adonia dem Königs Sohn im Alten Testament — von dem geschrieben steht wie wirst du so mager du Königs Sohn.“ — „Ob ich gleich verschiedene weibliche Bekandtschaften habe; so ist doch keine darundter, die mich so ganz begreift und versteht — die alten Zeiten fangen wieder bei mir an aufzuleben — daß die Hauchgen bey uns im

alten Hauß am runden Tisch bey mir saße und du manchen schönen Abend unser Gespräch warst.“ — Und einmal bricht sie sogar los: „Den meisten meiner Landes-leute ist der Bauch ihr Gott wahre Hippel-danze — vor das Geld ihrer Gasterenen könnte die größte Mahler und Zeichnungs Akademie unterhalten werden — und diese Bachanalien sehen der Langeweile so ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem andern. Genung von diesem elenden Geschlecht.“

Daßer hat sie sich stets, was sie bei den Alten nicht fand, bei der Jugend gesucht. Die Jugend, die Poesie und die ewige Natur — das waren Frau Rats Jungbrunnen.

Von Goethes Jugendfreunden, von denen Klinger als General in Petersburg der Güte, die sie ihm, dem Sohne einer Waschfrau erwiesen, dankbar gedachte und sie „dadurch in ihren Grundsätzen aufs neue befestigte“, bis zu Fritz von Stein und den unzähligen andern — welch leuchtende Gewinde von Jugend, welch reiches Band von Dankbarkeit schlingt sich durch dieses Leben!

Mit siebzig Jahren (1801) noch schreibt sie an einen kleinen Freund:

„Lieber Wilhelm!

Diese Woche waltet ein feindseliges Gestirn über unsere Zusammenkunft. Ich freute mich schon dich heute bey mir zu sehen — große Bögen Papier lagen bereit — um deinen Kunstfleis zu bewundern — und zur Belohnung waren Schokoladen Küchlein ausgebreitet — dir zur Freude und Wonne. Aber alles das ist vereitelt: Indem ich zu einer Freundin zum Mittag-eßen eingeladen bin — mein Trost

ist, daß die künftige Woche gewiß ein Tag erscheinen wird, wo wir das vor jetzt aufgeschobene reichlich einbringen wollen. Lebe wohl! Grüße deinen lieben Vater — und Mutter von

deiner
sehr guten Freundin
Goethe."

Wie sie in ihren Enkeln lebte und aufging wissen wir. Aber auch andere Kinder erwarnten unter der Hand ihrer Liebe.

Da war Maxes Sohn, der seltsam begabte Klemens Brentano, ein unverstandenes Kind. In der ganz unerhört unglücklichen Ehe seiner Tante Mõhn aufgewachsen, hatte er sich ganz in sich selbst zurückgezogen und lebte mit seinem zärtlich geliebten Schwesterchen Bettina in einer Welt der Phantasie.

Ihm hat sie, wie einst seiner schönen jungen Mutter, zum Trost zugeflüstert:

„Laß dich nicht irre machen, glaub du mir, dein Vaduz ist dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und selbst die Geleitsreiter mit dem Antichrist an der Spitze können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geist, dein Herz auf die Weide geht.

Wo dein Himmel ist dein Vaduz,
Ein Land auf Erden ist dir nicht nutz.'

Auch der junge Erbprinz von Mecklenburg gehörte zu den Vertretern der Jugend, die das Wunderbare in ihr tief begriffen.

Bei einem Besuch blieb er, als er sie nicht an-

traf, still im dunkeln Zimmer, um sie zu erwarten, sitzen. Ein anderer junger Besuch kam hinzu, und nun ereignete sich folgende reizende Szene.

„Vor ein paar Tagen,“ schrieb Bettina, „ging ich abends noch hin, die Jungfer ließ mich ein mit dem Bedeuten, sie sei noch nicht zu Hause, müsse aber gleich kommen. Im Zimmer war's dunkel, ich setzte mich ans Fenster und sah hinaus auf den Platz. Da war's, als wenn was knisterte — ich lauschte und glaubte atmen zu hören — mir ward unheimlich, ich hörte wieder etwas sich bewegen und fragte, weil ich's gern auf's Eichhörnchen geschoben hätte: Häschen, bist du es? Sehr unerwartet und für meinen Mut sehr niederschlagend antwortete eine sonore Bassstimme aus dem Hintergrund: Häschen ist's nicht, es ist Hans, und dabei räuspert sich der ubiquus malus spiritus. Voll Ehrfurcht wag' ich mich nicht aus der Stelle, der Geist läßt sich auch nur noch durch Atmen und einmaliges Niesen vernehmen; — da hör' ich die Mutter, sie schreitet voran, die kaum angebrannte, noch nicht vollleuchtende Kerze hinterdrein, von Jungfer Lieschen getragen. Bist du da? fragte die Mutter, indem sie die Haube abnimmt, um sie auf ihren nächtlichen Stammhalter, eine grüne Bouteille zu hängen; ja, rufen wir beide, und aus dem Dunkel tritt ein besternter Mann hervor und fragt: Frau Rat, werd' ich heut abend mit Ihnen einen Specksalat mit Eierkuchen essen? Daraus schloß ich denn ganz richtig, daß Hans ein Prinz von Mecklenburg sei.“

Der Erbprinz hat die „Frau, von der es ihn nie gewundert hat, daß sie uns Goethe gebar“, besser erfaßt als der eigene Sohn.

Wer sie aber, wie schon oft wiederholt, ganz durchdrungen hat und die tiefgründigen Seiten ihres Wesens der Nachwelt überliefert, war Bettina, die Tochter jener Mäx Caroché, die als Frau des Kaufherrn Brentano Goethe geliebt hat.

Der verborgene Zug, der das Kind dieser ungleichen Verbindung, des heißen Südländers mit der einem andern zugewendeten und von ihm mit verzehrender Leidenschaft geliebten Frau, zu Goethe hinzog mit der unentrinnbaren Gewalt eines Naturgesetzes, führte das Mädchen auch seiner Mutter zu.

Und Elisabeth Goethe, die in ihre Gedanken Eingesponnene, empfängt sie mit Entzücken. „O! erfreue mein Herz — Sinn — und Gemüthe und kome bald wieder zu mir. Du bist besser — Lieber — größer, als die Menschen, die um mich herum grabeln, den eigentlich Leben kann man ihr thun und lassen nicht nennen — da ist kein Sündigen wo man nur ein Schwefelhölzchen anzünden könnte — sie spärren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im A. b. c. buch steht,“ schreibt die Greisin an das junge Geschöpf. In der Unterhaltung mit Bettina, die sie so ganz verstand, lebte sie wieder auf; alle Altersgrämlichkeit verfliegt; die alte „geblümt' Tapet“ gefällt ihr wieder, und die Schawell grünt wieder auf, wenn Bettina zu ihren Füßen darauf kauert. Sogar mutwillige Beschäftigung des guten Paravents, der, um die Stickerei zu schonen, immer mit der Vorderseite gegen die Wand steht, wird lächelnd verziehen und dem Eickkäzchen zugeschoben, und die süperben Haubenblumen und die prächtige „porzellanerne Schokoladetaffe“, weiß und

gold, mit Freuden begrüßt. Und was den beiden leiblichen Kindern versagt bleibt, dem Kind vom Geist ihres Geistes gelingt es, die alte versunkene Zauberwelt heraufzuführen.

Rührend erwacht in der Greisin kurze Zeit vor ihrem Tode das lebendige Gefühl der schönsten Zeit, wo die „in ihrem Herzen bewahrten Verheißungen lebendig werden“, ihres Sohnes Werke ihr „herzerquickend“ sind und sie nicht mit Worten darlegen kann, was sie „heimlich entzückt“.

Nichts Ergreifenderes, als Bettinens Erzählung aus den letzten Monaten der Frau, die selbst der Sohn nur als treffliche, verständige Vertreterin einer rühmlichen Bürgertüchtigkeit gekannt und eines nüchternen alttestamentlichen Glaubens gewürdigt hat. „So entfernt du von ihr warst, so lange Zeit auch: Du warst nie besser verstanden als von ihr; während Gelehrte, Philosophen und Kritiker dich und deine Werke untersuchten, war sie ein lebendiges Beispiel, wie du aufzunehmen seist. Sie sagte mir oft einzelne Stellen aus deinen Büchern vor, so zu rechter Zeit, so mit herrlichem Blick und Ton, daß in diesen auch meine Welt anfing, lebendigere Farbe zu empfangen, und Geschwister und Freunde dagegen in die Schattenseite traten . . . Das Lied: ‚O laß mich scheinen, bis ich werde‘, legte sie herrlich aus, sie sagte, daß dies allein schon beweisen müsse, welche tiefe Religion in dir sei, denn du habest den Zustand darin beschrieben, in dem allein die Seele wieder sich zu Gott schwingen könne, nämlich ohne Vorurteile, ohne selbstische Verdienste, aus reiner Sehnsucht zu ihrem Erzeuger; und daß

die Tugenden, mit denen man glaube den Himmel stürmen zu können, lauter Narrenpossen seien, und daß alles Verdienst vor der Zuversicht der Unschuld die Segel streichen müsse, diese sei der Born der Gnade, der alle Sünde abwasche, und jedem Menschen sei diese Unschuld eingeboren und sei das Urprinzip aller Sehnsucht nach einem göttlichen Leben; auch in dem verwirrtesten Gemüt vermittele sich ein tiefer Zusammenhang mit seinem Schöpfer; in jener unschuldigen Liebe und Zuversicht, die sich trotz aller Verirrungen nicht ausrotten lasse, an diese solle man sich halten, denn es sei Gott selber im Menschen. Sie sagte von diesem Lied, es sei der Geist der Wahrheit mit dem kräftigen Leib der Natur angetan, und nannte es ihr Glaubensbekenntnis, die Melodien waren elend und unwahr gegen den Nachdruck ihres Vortrages und gegen das Gefühl, was in vollem Maß aus ihrer Stimme hervorklang . . . Nur wer die Sehnsucht kennt; ihr Auge ruhte dabei auf dem Knopf des Katharinenturmes, der das letzte Ziel der Aussicht war, die sie vom Sitz an ihrem Fenster hatte, die Lippen bewegten sich herb, die sie am Ende immer schmerzlich ernst schloß, während ihr Blick in die Ferne verloren glühte, es war, als ob ihre Jugendsinne wieder anschwellen, dann drückte sie mir wohl die Hand und überraschte mich mit den Worten: Du verstehst Wolfgang und liebst ihn.“

So wundervoll brach in der Sterbenden hervor, was unbewußt ihres Lebens höchster Schatz gewesen war, das Leben im Geist, das sie, eine nüchterne Bürgerin dieser Erde, aus der ihre Leiden quollen und deren Sonne ihren Freuden lächelte, in

rüstigeren Tagen so gern mit derbem Scherzwort verborgen hatte.

So sind auch die Verheißungen, mit denen ihr gewaltiges Glücksverlangen das Himmelreich an sich riß, in der Geisterwelt über Bitten und Verstehen herrlich erfüllt worden. Ihr Sohn „hat den Raum seiner Hütten weit gemacht und die Teppiche seiner Wohnung ausgebreitet“, hat „seine Seile lang gedehnt und seine Nägel fest gesteckt“ und ist nach dem hohen prophetischen Wort „ausgebroschen zur Rechten und zur Linken“, und ein großes Volk ist ihm zugefallen. Aber ihre starke Zuversicht zu dem irdischen Gedeihen ihres Hauses, an „dem die Blätter nicht verwelken sollen, geschweige denn der Stamm“, hat, soviel wir sehen, keine gnädige Erhörung gefunden. Es ist, als wenn das dritte und vierte Geschlecht das irdische Glücksübermaß der Vorfahren abzubüßen hatten.

Aber ihren Lebensabend hat keine düstere Ahnung getrübt. Und wundervoll, wie das Erwachen ihrer Seele, war auch ihr Tod. —

Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück!

Jene Leidenschaft ihrer sehnsuchtsvollen Seele hatte ihr auch äußerlich einen Stempel hinterlassen. Im Begriff, dem fortziehenden Kaiser ein letztes Lebewohl zuzuwinken und den letzten Blick seiner traurigen Augen, die sich bald im Tode schließen sollten, aufzufangen, stürzte sie, während der Postillon jene herzdurchschneidende Abschiedsweise blies, in

der Eile zu Boden und beschädigte sich an einem vorstehenden Dieleinnagel das Knie. Diese Stelle hat ihr in einem Leben des satten Glückes noch häufig durch Schmerz und Empfindlichkeit die schwermütig süße Erinnerung heraufbeschworen; und was einst ihre Seele im Innersten getroffen hatte und ihr Dasein mit ungeahnter Herrlichkeit überschüttete, öffnete ihr nun in seiner geringen und fast bedeutungslos gewordenen äußeren Wirkung „das weite Thor“, das sie damals in sich aufgetan fühlte. Die Stelle verschlimmerte sich plötzlich, und von der Erkrankung benachrichtigt, beeilte Bettina, die gerade im Rheingau weilte, ihre Rückkehr: „Mein erster Gang war zu ihr, der Arzt war gerade bei ihr, sie sah sehr ernst aus; als er weg war, reichte sie mir lächelnd das Rezept hin und sagte: ‚Da, lese, welche Vorbedeutung mag das haben, ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Öl und Lorbeerblättern, um mein Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfang zu schmerzen. Du wirst es sehen, es wird nichts helfen, mit diesen kaiserlichen Spezialien, Lorbeer, Wein und Öl, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden. Ich sehe das schon kommen, daß das Wasser sich nach dem Herzen ziehen wird, und da wird es gleich aus sein.‘ Sie hatte recht. Nach ein paar Tagen am Abend, als ein Konzert in ihrer Nähe gegeben wurde, sagte sie, „nun will ich im Einschlafen an die Musik denken, die mich bald im Himmel empfangen wird“. Am anderen Morgen war sie nicht mehr, sie war nächtlich hinüber geschlummert: am 13. September 1808; und ihr Tod war „kräftig und schön“.

⌘

⌘

⌘

Heute nach ihrem ruhigen Ende gibt es niemand, der Goethe kennt, der nicht auch Frau Rat kennt und liebt. Und nicht nur als Goethes Mutter, sondern als ganze vollwertige Persönlichkeit. Auch ohne den Strahlenschein, den der Genius um sie breitet, würde sie vor uns stehen als ganzer Mensch, als prächtiger Charakterkopf Alt-Frankfurts, eine herrliche Repräsentation ihrer Vaterstadt. Aber alle diese gesunde Menschlichkeit, diese tüchtige, altreichstädtische Gediegenheit und wigige Derbheit, diese unverfälschte Originalität und der humorvolle Bürgerjinn machen die Stadt und ihre Tochter noch nicht groß in jenem höheren, übertragenen Sinn. Es ist das verborgene geheimnisvolle Leben, das die Wunderblüte treibt, die tiefe Macht des deutschen Gemütes, die stolze Höhe des deutschen Geistes, die aus ferner Vergangenheit her in der Erinnerung weiter träumen und mit der alten Pracht die vorigen Tage in geweihter Stunde heraufbeschwören. Es ist der Hunger nach dem Ideal, die tiefe, schmerzliche Sehnsucht nach dem, was wir auf Erden nicht erreichen, das Heimweh der Menschenseele nach der Welt des Geistes, das wie eine ferne Glocke hindurch tönt durch ein Leben voll Werktagstüchtigkeit und erdengesättigten Behagens, das Goethes Mutter hinaushebt über die Sichtbarkeit der prächtigen „Frau Rat“ und das ihr ihren berechtigten Ruhm verleiht, nicht passiv, sondern in eigener Seelenarbeit mitgeschaffen zu haben an dem Stolz der Nation.

Und so sind wir es dem Dichter des tiefsten Naturgefühls, dem Sohn ihrer Sehnsucht wohl schuldig, seiner göttergleichen Gestalt die verklärte

Seele der Mutter, befreit von Gürtel und Hülle
der irdischen Kleinlichkeit, zuzugesellen.

Denn jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.





Frauenleben. 194116

7.12

Jul 28 '11

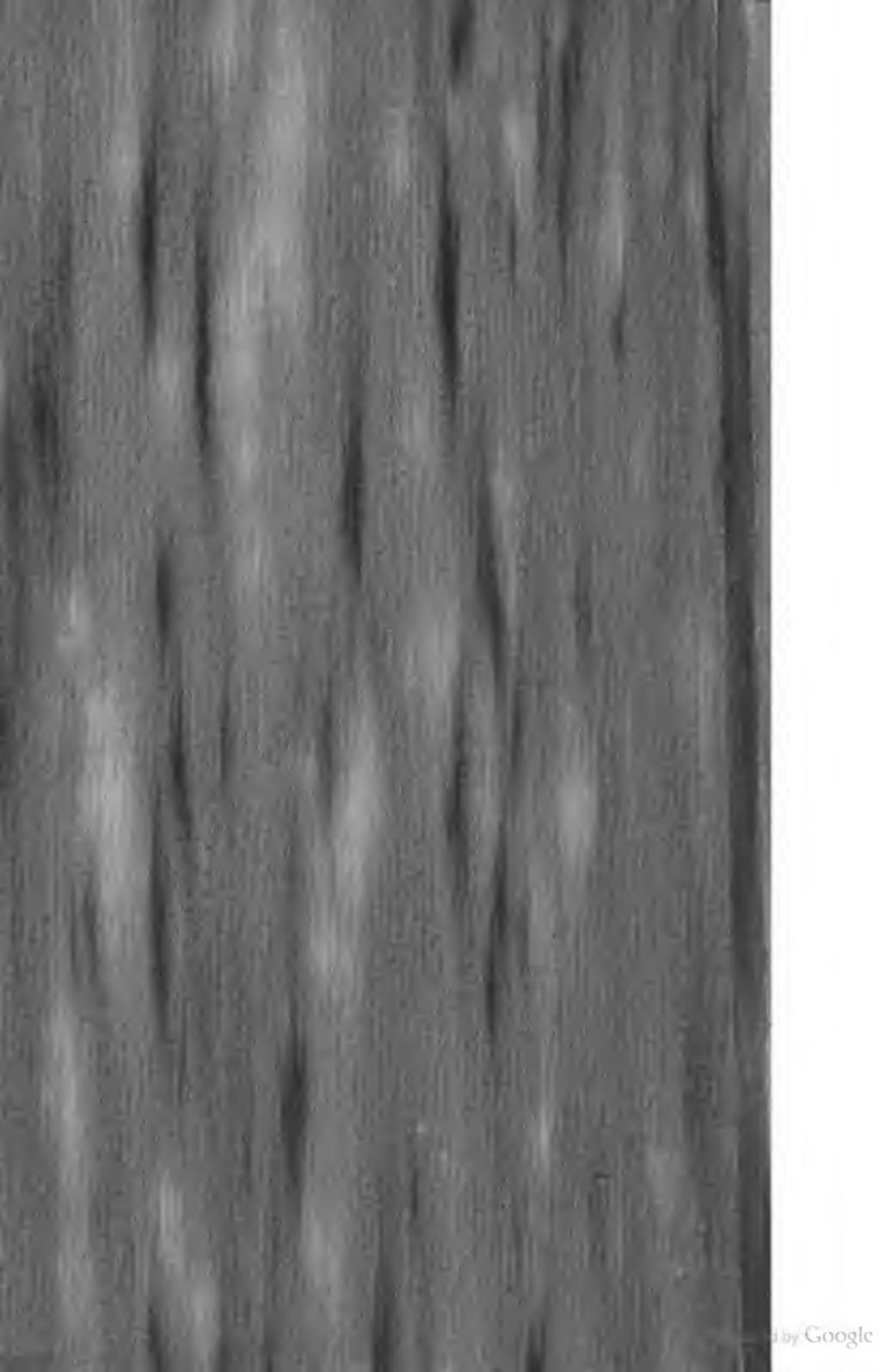
Ziertman

AUG 1 '11

194116

UN

. LIBRARY



Frauenleben. 194116

7.18

Jul 28 '11

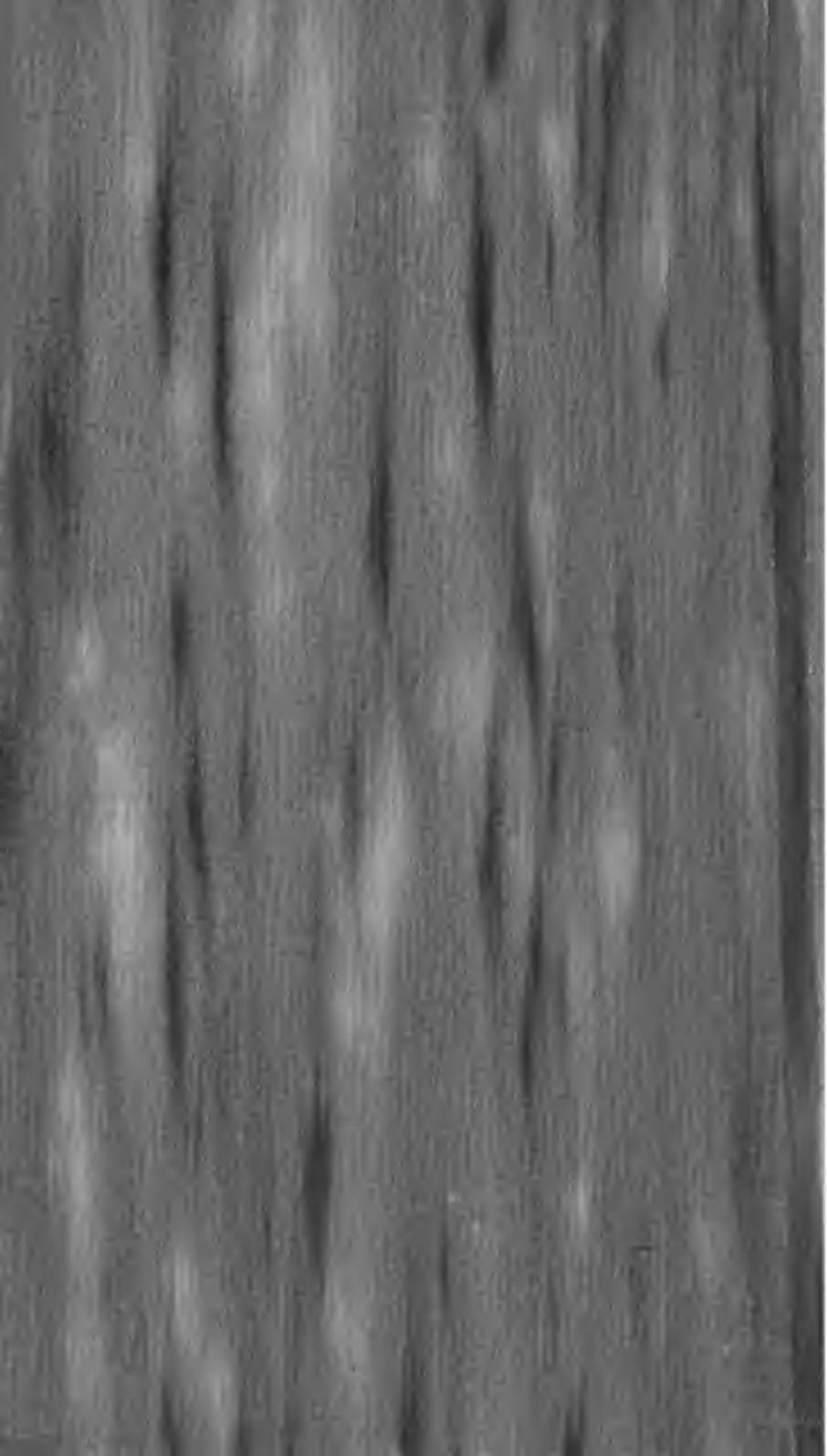
Ziertman

AUG 1 '11

194116

UN

. LIBRARY



Frauenleben. 194116

Jul 28 '11

Ziertman

AUG 6 '11

194116

UP

. LIBRARY

